

Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 71 (1938-1939)
Heft: 26

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berner Schulblatt

L'Ecole Bernoise

Erscheint jeden Samstag
Paraît chaque samedi

Korrespondenzblatt des Bernischen Lehrervereins mit Monatsbeilage „Schulpraxis“
Organe de la Société des Instituteurs bernois avec Supplément mensuel „Bulletin pédagogique“

Redaktion: Fr. Born, Lehrer an der Knabensekundarschule I, Bern, Altenbergrain 16. Telefon 36.946.

Redaktor der «Schulpraxis»: Dr. F. Kilchenmann, Seminarlehrer, Wabern bei Bern. Telefon: 36.992.

Abonnementspreis per Jahr: Für Nichtmitglieder Fr. 12.—, halbjährlich Fr. 6.—, bei der Post abonniert je 25 Cts. mehr.

Insertionspreis: Die viergespaltene Millimeterzeile 14 Cts. Die zweigespaltene Reklame-Millimeterzeile 40 Cts.

Annoncen-Regie: Orell Füssli-Annoncen, Bahnhofplatz 1, Bern Telefon 22.191. Filialen in Zürich, Aarau, Basel, Davos, Langenthal, Liestal, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Willisau, Lausanne, Genf, Martigny.



Rédaction intérimaire pour la partie française: Dr. René Baumgartner, Professeur à l'Ecole normale, Chemin des Adelles 22, Delémont. Téléphone 4.85.

Prix de l'abonnement par an: Pour les non-sociétaires fr. 12.—, 6 mois fr. 6.—, abonnés à la poste 25 cts. en plus.

Annonces: 14 cts. le millimètre, Réclames 40 cts. le millimètre.

Régie des annonces: Orell Füssli-Annonces, place de la gare 1, Berne. Téléphone 22.191. Succursales à Zurich, Aarau, Bâle, Davos, Langenthal, Liestal, St-Gall, Schaffhouse, Soleure, Willisau, Lausanne, Genève, Martigny.

Ständiges Sekretariat des Bernischen Lehrervereins: Bern, Bahnhofplatz 1, 5. Stock. Telefon 23.416. Postcheckkonto III 107
Secrétariat permanent de la Société des Instituteurs bernois: Berne, place de la gare 1, 5^e étage. Tél. 23.416. Compte de chèques III 107

Inhalt - Sommaire: Sprachenspannung und Sprachenfriede. — Hundert Jahre bern. Lehrerinnenbildung. — Der Verwaltungsbericht der Unterrichtsdirektion vor dem Grossen Rate des Kantons Bern. — Der Rentenabbau bei der Lehrerversicherungskasse. — † Fritz Aeberhard. — Fortbildungs- und Kurswesen. — Verschiedenes. — Le rapport sur la gestion de la Direction de l'Instruction publique devant le Grand Conseil. — J'ai inventé la poudre! ... — Service de littérature enfantine du Bureau international d'éducation. — Dans les sections. — A l'Etranger. — Mitteilungen des Sekretariats — Communications du Secrétariat.

In der Schule

oder überall, wo viele Menschen beisammen sind, ist hauptsächlich in den Uebergangsmonaten erhöhte Vorsicht vor Erkältungskrankheiten am Platz.

Mund und Rachen sind die Eingangspforten für Krankheitserreger aller Art. Suchen Sie sich deshalb vor Ansteckung zu schützen, indem Sie hin und wieder eine Formitrol-Pastille im Munde zergehen lassen. Formitrol enthält als wirksamen Bestandteil Formaldehyd, das dem Speichel eine deutliche, bakterizide Wirkung verleiht.

FORMITROL
eine Schranke den Bazillen!

Lehrern, die Formitrol noch nicht kennen, stellen wir gerne Muster und Literatur zur Verfügung.

Dr. A. Wander A. G., Bern.

Vereinsanzeigen.

Einsendungen für die Vereinsanzeigen der nächsten Nummer müssen spätestens bis nächsten Mittwoch in der Buchdruckerei Eicher & Roth, Speichergasse 33, Bern, sein. Dieselbe Veranstaltung darf nur einmal angezeigt werden.

Offizieller Teil.

Sektionen Bern-Stadt, Bern-Land, Seftigen, Schwarzenburg, Laupen.

PROGRAMM

der Tagung für geistige Landesverteidigung im Grossen Kasinoaal in Bern, Montag den 26. September 1938.

Vormittag. Beginn punkt 9½ Uhr.

1. Drei Lieder, gesungen vom Lehrergesangverein Bern:
 - a. Landeshymne, nach einer Melodie von Mozart;
 - b. Abend im Gebirge, von Fr. Niggli;
 - c. Beherzigung, von J. Brahms.
2. Eröffnung durch den Leiter, Herrn Sekundarschulinspektor Dr. P. Marti.
3. Vortrag von Herrn Regierungsrat Dr. A. Rudolf: «Einführung und allgemeine Lage».
4. Vortrag von Herrn Seminarlehrer Dr. A. Jaggi: «Werden und Gehalt der schweizerischen Demokratie».
5. Allgemeiner einstimmiger Gesang: «O mein Heimatland», mit Orgelbegleitung.

Mittagessen zirka 12½ Uhr in den vorgesehenen Lokalen: Kasino, Kornhauskeller, Schmiedstube. Die Zuteilung der Teilnehmer wird am Kurstage bekanntgegeben.

Nachmittag. Beginn 14 Uhr.

1. Vortrag von Herrn Seminarlehrer Dr. F. Kilchenmann: «Die methodische Seite».
2. Aussprache.
3. Allgemeiner einstimmiger Gesang: Der Schweizerpsalm, mit Orgelbegleitung.

Nicht offizieller Teil.

Ferienkurs der Religiös-Sozialen Vereinigung im Bad Guttenburg bei Langenthal vom 10.—15. Oktober. Thema: «Die Bibel». (Näheres siehe Seite 456.)

Lehrergesangverein Burgdorf. Dienstag den 27. September, 8¼ Uhr, Probe in der Aula des Gymnasiums Gsteig. Eröffnungslied für die nachherige Tagung betreffend geistige Landesverteidigung. Gesungen wird: «Ihr Berge der Heimat» von Suter (gemischter Chor). Alle Lehrkräfte der Umgebung sowie die Mitglieder der Lehrergesangvereine Konolfingen und Oberaargau sind freundlich eingeladen mitzusingen. Wenn möglich Musik mitbringen. Nachher Ferien bis 20. Oktober.

Lehrergesangverein Oberaargau. Ausserordentliche Probe mit dem Lehrergesangverein Burgdorf und anschliessend Chorgesang anlässlich des Kurses für geistige Landesverteidigung in Burgdorf, Dienstag den 27. September, 8¼ Uhr, in der Aula des Gymnasiums. Für die Beschaffung des nötigen Notenmaterials wird gesorgt.

Lehrergesangverein Konolfingen und Umgebung. An unsere Mitglieder, die am 27. September in Burgdorf den Kurs für geistige Landesverteidigung besuchen, richten wir die dringende Bitte, bei dem Eröffnungslied des Lehrergesangvereins Burgdorf mitzuwirken und sich am betreffenden Morgen 8¼ Uhr in der Aula des Progymnasiums Burgdorf zu einer Probe einzufinden. (Vgl. die Notiz des Lehrergesangvereins Burgdorf.)

Kurs für geistige Landesverteidigung in Spiez. Eröffnung des Gesamt Männerchors: 1. Mozart: «Brüder reicht die Hand zum Bunde» (Heim, Band I, Eidg. Liederbuch, Band I). 2. Andreae: «Vermahnlied an die Eidgenossenschaft».

Kurze Verständigungsprobe Mittwoch den 28. September, 9¼ Uhr, im Singsaal der Turnhalle Spiez. Es geht an alle Kollegen die Einladung, an diesem Eröffnungsgesang teilzunehmen und, soweit möglich, die Literatur mitzubringen.

Aus Auftrag: Fritz Mürger, Spiez.

Seeländischer Lehrergesangverein Lyss und Umgebung. Probe Donnerstag den 29. September, 17 Uhr, im Hotel Bahnhof in Lyss.

Grösstes bernisches
Verleihinstitut für Trachten- u. Theaterkostüme

Gegründet 1906

H. Strahm - Hügli, Bern

284

Kramgasse 6 — Tel. 283 43

Brause-federn

werden von den bedeutendsten Fachlehrern für die Schweizer Schulschrift

sehr empfohlen.



Fordern Sie Federmuster und Prospekte kostenlos durch:

ERNST INGOLD & CO., Herzogenbuchsee, Generalvertretung u. Fabriklager für die Schweiz

Silberne
Medaille
Paris 1889

Der Fortbildungsschüler

Goldene
Medaille
Bern 1914

erscheint in seinem 59. Jahrgang in verbesserter Ausführung und modernem Gewand den 22. X., 19. XI., 17. XII. 1938 und 14. I. und 4. II. 1939. Die 5 laufenden Nummern von je 2½ Bogen = 40 Seiten, illustriert, geheftet in farbigem, bedrucktem Umschlag u. franko geliefert, kosten Fr. 2.—.

Bisherige Abonnenten erhalten das 1. Heft in je 1 Exemplar zugesandt. Bei Nachbestellungen des weitem Bedarfs muss aber gesagt sein, dass man die Hefte an die bisherige, eventuell unter welcher neuer Adresse (**unter Angabe der Postkontrollnummer**) wünsche.

Bei der unterzeichneten Expedition liegen stets zum Bezuge bereit: Sämtliche bisher erschienenen Beilagen zu den Originalpreisen, insbesondere: **Berufliches Rechnen** für allgemeine und gewerbliche Fortbildungsschulen mit Schlüssel. **Lesestoff für Fortbildungsschulen.** **Die Bundesverfassung, Staatskunde, Der Schweizer Staatsbürger**, von Bundesrichter Dr. A. Afolter, in neuesten Auflagen. **Die Volksgesundheitslehre** von Dr. A. Walker. **Schweizergeographie** von Dr. E. Künzli, in 4. neubearbeiteter und erweiterter Auflage. **Volkswirtschaftslehre** von Dr. A. Stampfli. **Schweizergeschichte** von Dr. L. Altermatt.

Der Jungbauer, Lehrmittel für landwirtschaftliche Fortbildungsschulen, in 3. umgearbeiteter Auflage. Das Nähere besagt der Bestellzettel, welcher der Nummer vom 22. Oktober 1938 beigelegt ist.

Solothurn, September 1938.

Für die Herausgeber:
Dr. P. Gunzinger Dr. O. Schmidt

Für den Druck und die Expedition:
Buchdruckerei Gassmann A.-G.

288

Sprachenspannung und Sprachenfriede.

Vortrag von Prof. Dr. Georg Thüner, St. Gallen, gehalten an der Jahresversammlung des Schweizer Lehrervereins vom 4. September 1938 in der Kirche Heiden (Appenzell).

*Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen!
Liebe Eidgenossen!*

Als ich im letzten Winter von Ihrem Vorstande gebeten wurde, eine schweizerische Lebensfrage in Ihrer Mitte zu behandeln, schlug ich vor, uns Rechenschaft zu geben über die Frage unseres Sprachenfriedens, ohne zu ahnen, dass sich dieses Problem in der Zwischenzeit zum brennendsten der europäischen Politik steigern würde. Ich tat es eher, um uns ein günstiges Geschick, das wir wie so vieles andere bisher naiv hinnahmen, bewusst werden zu lassen, damit wir es besser bewahren könnten.

Die Sprachgrenzen waren mir freilich von Haus aus vertraut. Ich wurde in einem Bündnerdorfe an der deutsch-romanischen Sprachgrenze geboren, und meine beiden Eltern stammten von andern Orten dieser Mark. Die Ausbildung zum Lehrerberuf erfuhr ich in einem Seminar an der Landesgrenze, wo ich Probleme der Staats- und Mundartenscheide kennen lernte, und als ich den Beruf auszuüben begann, der uns hier vereinigt, ging die Sprachgrenze mitten durch mein Schulhaus, denn das Gymnasium in Biel umfasste deutsche und welsche Klassen. Als Student hatte ich mannigfache Handarbeit in allen vier Sprachgebieten der Heimat geleistet und trug so ein lebendiges Bild unseres Bundes in mir.

So geschah es, dass ich letztes Jahr — es war in diesen Septembertagen — als ich in der Hohen Tatra eine Sommerschule über Probleme der Donaupolitik besuchte, während einer langwierigen Abendvorlesung plötzlich auffuhr, weil ein junger Tscheche erklärte, sein Land sei auf dem besten Wege, eine zweite Schweiz zu werden. Meinen vier Landsleuten verschiedener Parteihaltung ging es gleich wie mir, und wir machten aus unserm Schweizerherzen keine Mördergrube und wiesen, bei aller Achtung gegenüber dem Gastlande, auf Dinge hin, die ich auch Ihnen nicht vorenthalten möchte, in der stillen Hoffnung, dass Sie das, was Ihnen einleuchtet, Ihren Schülern weitergeben werden, denn Sie teilen wohl meine Ansicht, dass die Volksschule nicht nur eine Schule des Volkes ist, sondern, wie Walter Guyer sagt, auch eine Schule zum Volke sein soll. Und wenn in der Demokratie das Volk König ist, so ist der Volksschullehrer von Amtes wegen Prinzenzieher.

Die Sprachenfrage wird heute im nationalen, im nationalistischen Zeitalter masslos überschätzt und verhängnisvoll verquickt mit andern Fragen. Ja, wir sind so weit, dass manche Völker unter den natürlichen Grenzen nicht mehr Flüsse, Berge, Seen und Sümpfe verstehen wollen, sondern die Sprachgrenze. Als ob die Sprache dem Menschen naturangeboren und nicht erst anerzogen würde! Bald will es einem niemand mehr glauben, dass ein aus der Wiege oder aus dem Busch in ein hiesiges Kinderheim gebrachtes Negerkind eben Appenzöllertütsch und nicht die Sprache seiner schwarzen Eltern lernen würde.

Sprache durchsetzt unser Blickfeld mit Aufschriften, durchschreit vom Rundfunk aus unsern Hörraum, und der Sprachenkult mit seinem Zwilingsbruder, dem Rassenkult, sind die Götzen oder Vorspannpferde der Politik geworden. Ob wir wollen oder nicht, wir müssen uns damit auseinandersetzen!

Mein ursprünglicher Vorsatz war eine stufenweise Darstellung unseres Problems gewesen. An Hand dienlicher Beispiele wollte ich Ihnen zeigen, wie sich die Sprachenfrage in einer Reihe europäischer Staaten unseres Jahrhunderts stellte, wie ein Land sie löste, während ein anderes durch sie geradezu zur Auflösung gedrängt wurde. So scheiterte die alte Monarchie Oesterreich-Ungarn an ihr, denn gegen Ende des Krieges wünschten von den 55 Millionen habsburgischer Untertanen wohl mehr als die Hälfte den Sieg der Gegner, um beim Zerschlagen des Mosaiks ihr nationales Plättchen politisch umranden zu können. Die Persönlichkeit des Kaisers erwies sich nicht stark genug, um die rund ein Dutzend Völker im mittlern Donaunraum zusammenzuhalten. Der Sprachen- und Rassenstreit führte zum Untergang des Staates und hinterliess auch nach der Neuordnung der Landkarte durch die Friedensschlüsse von St. Germain und Versailles derart unbefriedigende Verhältnisse, dass das Land, welches von der Monarchie den Namen Oesterreich übernahm, inzwischen schon wieder von der Bildfläche verschwunden ist und derjenige Staat, welcher von der alten Monarchie die Mehrsprachigkeit erbt wie kein anderer Nachfolgestaat, die Tschechoslowakei, den gefährdetsten Staat der Welt darstellt. Die Sprachenfrage steht dort im Zeichen des offenen Sprachenkampfes.

In zwei weitem Staaten Europas handelt es sich um eine blosse Sprachenspannung. In Belgien stehen sich die flämischen Einwohner des Nordens

und die französisch sprechenden Wallonen des Südens gegenüber und messen gelegentlich ihre Kräfte. In Norwegen machen sich unter den 2½ Millionen Einwohnern gleich drei Sprachen den Rang streitig, das « Landsmaal », die altnorwegische Sprache des Volkes, das « Richsmaal », die infolge der einstigen Dänenherrschaft mit Dänisch durchsetzte Sprache der Klassiker Ibsen und Bjørnsen und das Neunorwegisch, das Nynorsk, welches seit 1930 durch ein königliches Gesetz die freilich noch bestrittene Amtssprache darstellt.

Grundanders liegen die Verhältnisse in der Schweiz, wo wir beim besten oder, besser gesagt, beim bösesten Willen keine Sprachenspannung wittern können: die Sprachenfrage steht bei uns im Zeichen des Sprachenfriedens.

Von diesen fünf Beispielen greife ich in dieser Stunde nur zwei heraus, das zweite und das fünfte. Es geschieht aus Zeitnot! Verstehen Sie das zweifach: aus Not an Zeit (man kann in einer Stunde schlechterdings nicht alle Fälle gewissenhaft erörtern), aber auch aus Not der Zeit: man muss in dieser einen Stunde das tun und das sagen, was das Gebot der Stunde ist. Daher beschränken wir uns heute und hier auf die Gegenüberstellung der Tschechoslowakei und der Schweizerischen Eidgenossenschaft, welche wir im heute übergrellen Lichtkegel der Sprachenfrage beleuchten wollen. Während ich mich bei der Schilderung der Sprachverhältnisse unseres Vaterlandes auf Ihre Kenntnisse und Erlebnisse berufen kann und diese lediglich als Wissenschaftler und Mitbürger in klare und dennoch lebendige Beziehung zu setzen hoffe, so dass Ihnen nachher manches klar bewusst wird, was Sie bisher dunkel ahnten, — muss ich die meisten von Ihnen mit dem Werden und Wesen der Sprachverhältnisse in der Schwesterrepublik zuerst vertraut machen; denn unsere Zeitungen merken als Pegel des Tages nur die Schaumschlägereien und Springfluten der Gegenwart an, nicht aber die Grundwellen der Geschichte und selten die Gegebenheiten von Rasse und Raum. Verweilen wir also zunächst bei der Vorgeschichte und der 20jährigen eigentlichen Geschichte des heutigen Karpathenstaates.

I.

Die Urgeschichte der Grenzzone zwischen dem heutigen Slawentum und den Germanen ist noch nicht genügend erhellt. Daher ist ihr schwanker Boden der Tummelplatz kecker Annahmen, welche mehr in das Halbdunkel der Frühzeit hineinsehen als unvoreingenommen herauslesen. Deutschfreundliche Forscher glauben an einen germanischen Einschlag der Urbevölkerung, während slawische Gelehrte die Urnengräber entweder für ihr Volkstum beanspruchen oder, soweit sie die anderweitige Herkunft zugeben, meist als zufällige Begräbnisstätten durchreisender Kaufleute abtun wollen. Sicher ist,

dass der heutige Name Böhmen vom keltischen Stamme der Bojer herkommt (Baihaim = Bojerheim) und dass zu Beginn der christlichen Zeitrechnung dort die germanischen Markomannen unter ihrem König Marbod ein grosses Reich innehatten. Diese « Grenzleute », welche Kaiser Marc Aurel sehr zu schaffen machten, zogen später, wahrscheinlich infolge der Hunnenzüge, welche unter Attila aus Ungarn bis gegen die Nordsee führten, ins heutige Bayern ab. Damals mag die endgültige Einwanderung der Slawen ins Herz des heutigen Böhmens erfolgt sein. Es bleibt wiederum eine offene Frage, ob sich nennenswerte Reste der Markomannen in den böhmischen Randgebieten halten konnten oder ob das Wort Masaryks wenigstens für das 2. Jahrtausend zutrifft, dass die Sudetendeutschen lediglich ein « Emigranten- und Kolonistenvolk » im tschechischen Lebensraum darstellten. (Neujahrsbotschaft 1919.) Das ist indessen nicht sonderlich wichtig. Entscheidend fällt ins Gewicht, dass die Einwanderer, welche seit den ersten deutschen Kaisern wichtige Stadtgründungen vornahmen, dem Lande das kulturelle Gepräge verliehen, wurde doch Prag unter Karl IV. gerade die politische und geistige Hauptstadt des Reiches. Nicht so sehr durch die Gründung der ersten Universität Mitteleuropas, welche von den Slawen die erste tschechische, von den Germanen die erste deutsche genannt wird; wiederum ein müssiger Streit; die Universität war vorderhand lateinisch. Völkisch bedeutsamer war, dass am deutschen Kaiserhofe sich Deutsche aller Stämme zusammenfanden. Diese Neusiedler schliffen im Verkehr miteinander ihre Mundarten ab, so dass sich allmählich ein Gemeindeutsch herausbildete, das auch in der kaiserlichen Kanzlei Verwendung fand. Das benachbarte Sachsen übernahm diese Kanzleisprache weitgehend, und der sprachschöpferische Luther erhob sie durch seine Uebersetzung der Bibel zur neuhochdeutschen Schriftsprache, denn die Bibel wurde auch die Fibel des Volkes, das Luther ja sprachlich nicht minder nachhaltig von Rom löste als im Bekenntnis.

Auch die tschechische Reformation hatte tiefgreifende sprachgeschichtliche Folgen, hatte doch der Vorreformer Jan Hus die Bibel ins Tschechische übertragen, ähnlich wie der neulich verstorbene Slowakenführer Hlinka ins Slowakische. Ja, Hus hat den Sprachenkampf in Prag geradezu entfesselt, so dass es im halben Jahrtausend seit seinem Auftreten zwischen Deutsch und Tschechisch höchstens zu Waffenstillständen, aber nie zur Befriedung der Lage kam. Hus betonte seine Muttersprache als Rektor der Prager Hochschule dermassen, dass die deutschen Lehrer und Studenten mit Sack und Pack aufbrachen, die Moldau und die Elbe abwärts zogen und die Universität Leipzig gründeten. Nun wurden die Sprachgrenzen immer weiter an den Rand der böhmischen Kessellandschaft hinaus

verschoben: die Züge des heutigen Gesichts der Sprachenkarte zeichneten sich bis zum 17. Jahrhundert deutlich ab: ein tschechischer geschlossener Kern und ein teilweise unterbrochener Gürtel deutschsprechender Gebiete.

Dem politischen Gewicht nach waren freilich die Sudetendeutschen keineswegs nur geduldete Aussenseiter, besonders seit Böhmen 1526 unter die deutschsprechenden Habsburger kam, welche im Zeitalter der Gegenreformation als deren Träger die Herrscherhand schwer auf das Land legten. Der 30jährige Krieg war für Böhmen ebenso sehr ein Krieg um das Bekenntnis als um das Volkstum. Er begann durch den Fenstersturz zu Prag im Herzen des Landes und brachte am Weissen Berg dem tschechischen Protestantismus eine vernichtende Niederlage. Habsburg verließ die strafweise eingezogenen Güter böhmischer Edelleute an österreichische, vorab deutschsprechende Adelige. Dieses Uebergewicht deutschen Besitzes und deutscher Kultur dauerte drei Jahrhunderte lang, bis 1918. Dabei war die Lage der Sudetendeutschen insofern eigentümlich, als sie im Lande Böhmen eine Minderheit darstellten, im ganzen Habsburgerreiche aber zur kulturpolitisch stärksten Gruppe gehörten. Zwar wurde den Tschechen schon im folgenden Jahrzehnt sprachliche Gleichberechtigung sowohl in Böhmen (1627) als auch in Mähren (1628) durch die sogenannte « vernewerte » Landesordnung zugestanden.

« Und nachdem wir die teutsche und die böheimische Sprach zugleich in Unserm Erb- Königreich gehalten und fortgepflanzt haben wollen, so sollen die Schriften entweder in der teutschen oder böheimischen Sprach eingebracht werden; jedoch also, dass, wann kundbar, dass der Beklagte der teutschen Sprach nicht kündig, die Klag in böheimischer und wann er der böheimischen Sprach nicht kündig, in teutscher, und wann Beklagter nicht ein geborener Teutscher oder Böheimb wäre, in einer unter denen beider Sprachen ... eingantwortet und nachmals der Prozess in derselben Sprach bis zu Ende geführet und in solchem Prozess sowohl bei dem Landrecht als bei der Landtafel in keiner andern Sprach etwas eingegeben, gehandelt oder tractieret werden. »

(Zitiert nach H. Klepetař: Der Sprachenkampf in den Sudetenländern, Strache, Wien 1930, S. 37.)

Allein die Verwaltung kümmerte sich wenig um den Buchstaben des Gesetzes. Der Aufklärer Joseph II. konnte das Deutsche bereits als die Universalsprache der Donaumonarchie erklären und ein Hofkammerdekret von 1812 spricht aus, dass das Deutsche als « Nationalsprache Oesterreichs die allgemeine Geschäftssprache sei. »

Im Revolutionsjahr 1848 meldeten daher die Tschechen als erste Forderung die Gleichstellung beider Sprachen in « Schule und Amt » an. Wien,

das damals die Gefahr des Panslawismus aufsteigen sah, antwortete mit dem Sturze des reaktionären Metternich und der Gewährung einer Verfassung, welche dem Sprachenrecht einen einzigen Satz widmet: « Allen Volksstämmen ist die Unverletzlichkeit ihrer Nationalität und Sprache gewährleistet. » Aber kaum hatten sich die Wogen des « tollen Jahres » geglättet, verfiel man in den alten Tramp. Deutsch wurde die Verhandlungssprache des Reichsrates. Es war eine Politik der ewigen Provisorien. « Fortwurschteln » nannte ein Ministerpräsident (Taaffe) selbst diese Regierungsweise. Wie im Rat, so im Felde. Die Befehlssprache der k. k. Armee war Deutsch. Das war den Tschechen ein Dorn im Auge. Die tschechischen Rekruten meldeten sich beim Namensaufruf haufenweise mit dem tschechischen Zdá! statt mit dem vorgeschriebenen Hier! worauf sie ihren Militärdienst mit einem zweiwöchigen Kasernenarrest zu beginnen hatten. (Unter diesen Zdárufern befand sich auch der junge Schriftleiter Klofáč, der 30 Jahre später als erster Minister für nationale Verteidigung auf legalem Wege das Hier durch Zdá ersetzen konnte.)

Seit dem Zweibund, den Oesterreich 1879 mit dem national geeinigten Deutschen Reiche einging, bekam das Deutschtum in Böhmen einen neuen Rückhalt, indem fortan über dem Erzgebirge drüben nicht nur gleichsprachige, sondern aussenpolitisch auch Gleichgerichtete wohnten. Da das Reich diesen Bund mit dem Donaustaat mit Nibelungentreue hielt, wurde es auch in den Weltkrieg hineingezogen, der durch den Mord von Sarajewo ausgelöst wurde. Werfen wir in jenen schicksalsschweren letzten Junitagen 1914 einen Blick nach Brünn, wohin der weltberühmte « Sokol » die tschechische Turnerschaft geladen hatte. Zehntausende waren gekommen, um die Stosskraft der tschechischen Jugend zu offenbaren. Nur panslawische Flaggen wehten von hohen Masten; keine einzige Staatsfahne war unter dem Rot-Weiss-Blau zu sehen. Nachmittags kam am 29. Juni die Nachricht von der Ermordung des Thronfolgers durch einen Serben. Die Welt hielt den Atem an. Die Turner zu Brünn aber liessen den slawischen Mörder hochleben und sangen panslawische Gesänge.

Allein dieses Volk musste sich nun noch mehr als vier Jahre für einen Staat schlagen, dem es wider Willen angehörte. Was Wunder, wenn die Zahl der Ueberläufer Legion wurde; buchstäblich zu nehmen: aus den fahnenflüchtigen Tschechen, die seit dem März 1915 bataillonsweise übertraten, wurden die sogenannten tschechischen Legionen, welche zuerst vom russischen Zaren anerkannt wurden, der 1916 25 000 Gefangene zu Vorkämpfern des Slawentums machte. Ihre Heeresstärke vervielfachte sich rasch, und die Ostarmee schlug sich beim Umsturz in Russland durch Sibirien hindurch, da sie über Amerika nach einer Weltreise an die Westfront zu

kommen wünschte, wo sich inzwischen freilich der Sieg der Entente schon entschied.

Die Tatsache einer tschechischen Armee in den Reihen der Westmächte verlieh der Diplomatie der besten Köpfe der Nation grossen Nachdruck. Unter ihnen ragte Thomas Garrigue Masaryk hervor, der vor einem Jahre seinen grossen Geist aufgab. Er war schon 64 Jahre alt, als der Weltkrieg ausbrach. Nachdem er sich in Wien vergewissert hatte, dass das alte Oesterreich unfähig war, aus eigener Einsicht eine Umgestaltung vorzunehmen, entschloss er sich, im Auslande den festen Stützpunkt zu gewinnen, um den Hebel anzusetzen. Ende 1914 begab er sich über Italien nach Frankreich, um während der nächsten vier Jahre in den Atlantischen Staaten, den grossen Demokratien, die Gründung der Tschechoslowakei als eines selbständigen Staates in die Wege zu leiten. Seine Arbeitsgemeinschaft, die Národní rada (Nationalrat) wurde von der Entente seit dem Juni 1918 als die künftige tschechoslowakische Regierung anerkannt. Ende des Jahres kehrte Masaryk mit seinem Mitarbeiter Benesch in die befreite Heimat zurück und verschaffte ihr durch seine überragende Persönlichkeit bald erstaunliches Ansehen.

Wie stellte sich Masaryk nun zur Sprachenfrage, welche seinem Geschöpf gleich dem Geschenk einer bösen Fee in die Wiege gelegt wurde? Wir müssen auf diese Frage eine dreifache Antwort erteilen.

In seinem Lebensstil stellte er sich durchaus über die Nationen. Er war der Sohn eines leibeigenen slowakischen Kutschers und einer tschechischen Dienstmagd. Diese Ehe wurde gleichsam zum Symbol der Vereinigung der Tschechen und der Slowaken zur Tschechoslowakei. Masaryks eigene Ehe mit einer hochbegabten Amerikanerin kann als Sinnbild des Sichfindens über Sprachstämme und Erdteile hinweg betrachtet werden.

Im Geistesleben tritt uns schon der junge Professor Masaryk als weltbürgerlicher unentwegter Wahrheitssucher entgegen, der keinen Augenblick zögerte, eine nationale Liebhaberei der wissenschaftlichen Treue und Sachlichkeit zu opfern. So mutet es uns heute wie eine leise Ironie an, dass sich der künftige Befreier seiner Nation zunächst als unerbittlicher Entlarver einer liebgewordenen Fälschung auf dem Gebiete des tschechischen Schrifttums vorstellte. Im Turmknauf der Königinhoferkirche war eine angeblich aus der Hussitenzeit stammende Pergamenthandschrift gefunden worden, in welchen die Kämpfe der Tschechen gegen Karl den Grossen verherrlicht waren. Die Nationalisten jubelten über diesen Fund, der ihnen ungefähr so teuer war wie uns das Nibelungenlied. Vierzig Jahre später kamen die Gelehrten zur Ueberzeugung, dass die Echtheit ausgeschlossen sei. Allein, keine Zeitschrift wollte die Angriffe auf das dichte-

rische Nationalheiligtum eröffnen, bis Masaryk eingriff:

« Wo leben wir denn », schrieb er, « dass unsere Leute ihre Roheit und Unwissenheit mit der Fahne der Nationalität decken? » ... Ich verstehe nicht, wie jemand behaupten kann, dass die Ehre der Nation die Verteidigung der Handschrift erfordert. Die Ehre der Nation verlangt Verteidigung, beziehungsweise Erkennen der Wahrheit, nichts mehr, und grösser ist die Sittlichkeit und Mannhaftigkeit, die einen Irrtum eingesteht, als die Verteidigung eines Irrtums, mag ihn auch das ganze Volk teilen. Es sind im Auslande Leute genug, die diese Mannhaftigkeit erkennen und bewerten werden. » Sind diese Worte nicht auch in unsere Zeit gesprochen?

Und drittens: wie stellte sich der Politiker Masaryk zur Sprachenfrage? Er traute es sich und seiner Demokratie zu, die über drei Millionen Deutschsprechenden innerhalb der neuen Staatsgrenzen auch unter slawischer Führung zu willigen Bürgern erziehen zu können. Daher kam für ihn keine Zerstörung der historischen Grenzen Böhmens in Frage, sei es im Sinne eines Anschlusses an Deutschösterreich oder durch die Schaffung eines eigenen Staates Deutschböhmen, was beides versucht wurde. Eine Abspaltung der Sudetendeutschen hätte den tschechischen Kern strategisch und wirtschaftlich entblösst. Deshalb erklärte er zehn Tage nach der Heimkehr: « Was die Deutschen in unsern Ländern betrifft, so ist unser Programm längst bekannt: das von den Deutschen bewohnte Gebiet ist unser Gebiet und wird unser Gebiet bleiben ... Wir haben unsern Staat errichtet. Dadurch wird die staatsrechtliche Stellung der Deutschen bestimmt, die ursprünglich als Emigranten und Kolonisten in unser Land kamen. »

Hier spricht, zum mindesten im Tone, das be rauschende Siegesgefühl mitsamt der Lust, einen jahrzehntelangen Alpdruck los zu sein. Der Slawe wollte nicht nur neben, sondern über dem Germanen stehen. Wir können diese Haltung nicht billigen, allenfalls verstehen: Masaryks Abneigung gegen die Deutschen seiner Zeit mag der Enttäuschung zuzuschreiben sein, die den Idealisten jeweils befiel, wenn er auf der Suche nach dem Deutschland Goethes immer wieder auf das Reich Bismarcks und Wilhelms II stiess.

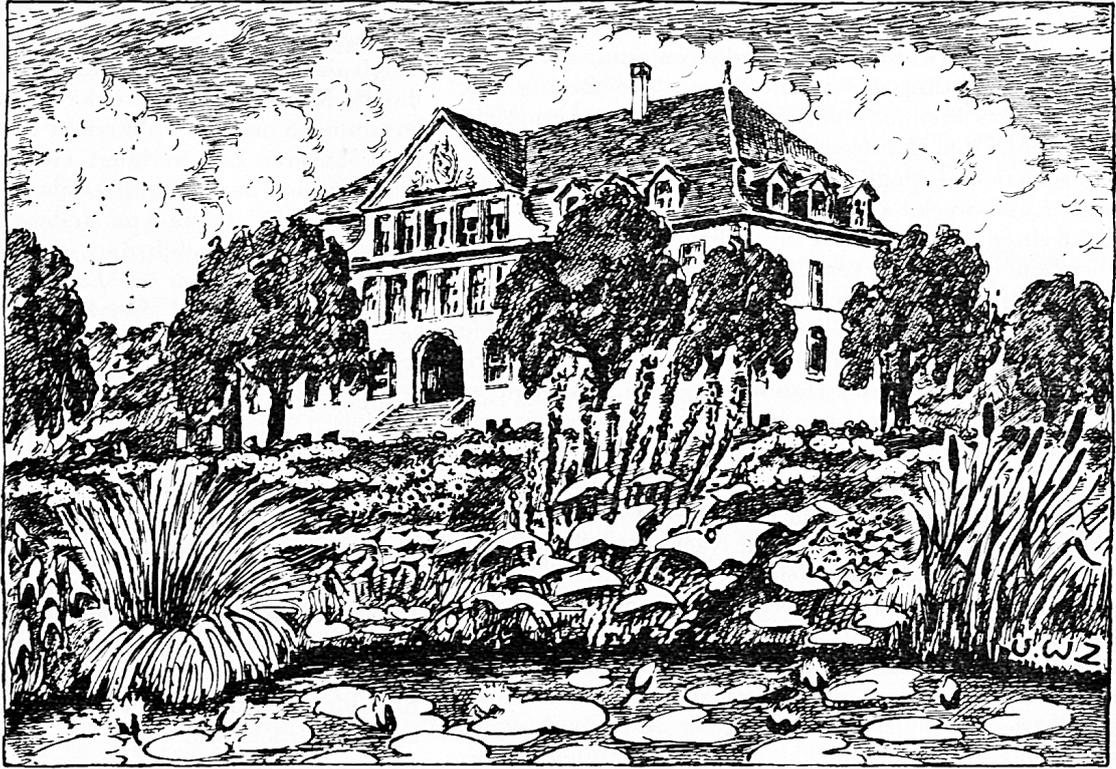
Und was in der Seele des Präsidenten als dunkler Punkt bei aller Verehrung nicht übersehen werden darf, wurde bald zum Schatten über seinem Volke. Waren früher die Slawen darniedergehalten worden, so warfen sie das Haupt nun in den Nacken und beugten die Deutschen ins Joch. Die Rollen wurden gewechselt; aber das Stück blieb und wurde wiederum zum Trauerspiel: Vormachtstellung einer Sprache auf Kosten der andern. (Fortsetzung folgt.)

Hundert Jahre bernische Lehrerinnenbildung.

Zum Kranze der Schulgründungen, die der aufstrebenden, schöpferischen Regenerationszeit ihre Entstehung verdanken, gehört auch das staatliche Lehrerinnenseminar für den deutschen Teil des Kantons Bern. Am 12. November 1838 wurde es mit zwölf Schülerinnen im Pfarrhaus zu Niederbipp eröffnet. Es handelte sich zunächst um einen Versuch und um ein Provisorium.

Das älteste Lehrerinnenseminar der Schweiz.

Das bernische Erziehungsdepartement betrat mit seiner Gründung Neuland; noch bestand damals in keinem andern Schweizerkanton eine Bildungsstätte dieser Art. Schon im folgenden Jahre siedelte Pfarrer Joh. Fr. Boll, der erste Seminar­direktor, mit seinen 12 « Pfarrerstöchtern » nach Hindelbank über, weil ihn die günstigere Lage jener Ortschaft anzog. Ausserdem stand dort ein sehr geräumiges Pfarrhaus mit einem umfangreichen Pfrundgut zur Verfügung. Die grosse Scheune, in der vormals die gnädigen Herren die Steuern in Form von Getreideabgaben gesammelt hatten, bot Raum für Unterrichts- u. Aufenthaltsräume.



Hinter den schützenden Mauern eines ländlichen Pfarrhauses führte die Normalanstalt für Lehrerinnen während langer Zeit ein patriarchalisches, arbeiterfülltes Dasein. « Alle die vielen Hände, die sich emsig rührten », berichtet eine Ehemalige, « haben neben dem Studium viel Arbeit verrichtet. » Die bernischen Primarlehrerinnen wurden von Anfang an zugleich als *Arbeitslehrerinnen* ausgebildet. In den ersten Jahren standen wöchentlich 12 Handarbeitsstunden auf dem Unterrichtsplan. Dazu kamen die persönlichen Vorbereitungen in den verschiedenen Fächern und die starke Beanspruchung durch die Haus-, Küchen- und Gartenarbeiten, die das Konvikt mit sich brachte. Wahrlich, die Pfarrerstöchter zu Hindelbank hatten genug Werg an der Kunkel. Während Jahrzehnten galt das Seminar Hindelbank als eine Musteranstalt ihrer Art, namentlich unter der Leitung von Pfarrer *Karl Grütter*, Direktor von 1868 bis 1899. Mit ganz geringen Kosten und in denkbar einfachen Verhältnissen erhielten dort viele junge Mädchen das Rüstzeug und die sittliche Reife für den Lehrerinnenberuf.

Ein langes Provisorium.

Was einst gut war, ist es nicht für alle Zeiten. Diese Wahrheit erfuhr nach der Jahrhundertwende auch das Seminar Hindelbank. Im Vergleich zu dem, was viele aufstrebende Gemeinwesen für ihre Schulen leisteten, sah die staatliche Bildungsanstalt für Lehrerinnen sehr dürftig und in manchem rückständig aus. Die beiden Schwesteranstalten in Bern, das städtische Seminar Monbijou und die private Neue Mädchenschule, hatten besser mit der Zeit Schritt gehalten. Mit Recht schrieb Pfarrer *Walter Grütter*, Direktor von 1903 bis 1924, in einem Bericht an die Unterrichtsdirektion: « Seit das staatliche Lehrerinnenseminar ins Dasein gerufen wurde, spielt es unter den höheren Schulanstalten des Kantons Bern die Rolle des Aschenbrödels. Dies nur mit dem

Unterschied, dass es ihm nie vergönnt war, Prinzessinnenkleider anzuziehen. Dagegen darf es den Anspruch erheben, ein lebendiger Beweis zu sein für die Wahrheit des Wortes eines bekannten französischen Staatsmannes: *Il n'y a que le provisoire qui dure.* »

Wohl niemand ahnte bei der Gründung, dass das Provisorium im Pfarrhaus volle achtzig Jahre dauern sollte.

Nach langer und allseitiger Prüfung zeigte es sich, dass ein Ausbau des Seminars in Hindelbank unverhältnismässig grosse Kosten verursachen würde. Dabei hätten wichtige Forderungen in bezug auf eine bessere Lehrerinnenbildung dort trotzdem nicht erfüllt werden können wie die teilweise oder vollständige Aufhebung des Konviktes, die vermehrten Uebungsgelegenheiten für die bessere praktische Ausbildung u. a. m.

Die Verlegung nach Thun.

Im Herbst 1918 siedelte das Seminar nach Thun über, in die ehemalige Pension Jungfrau, für ein weiteres Provisorium von viereinhalb Jahren Dauer, bis das

jetzige Heim bezogen werden konnte. Im Frühjahr 1923 hüpften die Schülerinnen über Pflasterkübel und Farbkessel in die unfertigen Lehrzimmer. Die offizielle Uebergabe des Gebäudes erfolgte durch eine eindrucksvolle Feier im Herbst des gleichen Jahres. Während das staatliche Seminar früher nur jedes dritte Jahr eine neue Klasse aufnehmen konnte, wenn die vorhergehende patentiert und ausgeflogen war, erlebte es nun nach und nach den Ausbau und ist in dieser Hinsicht seit 1927 seinen Schwesteranstalten im Kanton Bern gleichgestellt.

Die Neuordnung der Lehrerinnenbildung.

Ursprünglich dauerte die Seminarzeit zwei Jahre. 1881 wurde sie um ein Jahr verlängert, und fünfzig Jahre später, durch die Volksabstimmung vom 28. Juni 1931, erfuhr die Ausbildung eine Verlängerung auf vier Jahre.

Da die Stoffgebiete in den allgemeinen Schulfächern nicht erweitert wurden, brachte die Neuerung eine wohlthuende Entlastung der Schülerinnen. Gleichzeitig trat eine gewisse Trennung der allgemeinen Vorbildung von der eigentlichen Berufsausbildung ein, soweit eine solche wünschbar und möglich ist. Die Neuordnung hat sich seither als zweckmässig erwiesen. Die gewonnene Zeit dient einer Vertiefung der individuellen Arbeit und vor allem einer gründlicheren theoretischen und praktischen Vorbereitung auf die Schulführung. Diese Grundsätze kommen auch in der Gliederung der Patentprüfungen zum Ausdruck. Nach 2½ Jahren legen die Seminaristinnen die Prüfung im Handarbeiten ab, am Schlusse des dritten Jahres diejenige in den allgemeinen Wissensfächern, und im letzten Jahre folgen die Prüfungen in Psychologie, Pädagogik und Schulpraktikum.

Der Zeitgewinn gestattet eine teilweise Auflockerung des starren Stundenplanes. Ein Nachmittag ist je nach Witterung und Jahreszeit den sogenannten freien Leibesübungen wie Spiel, Wandern, Schwimmen, Eis- und Skilauf gewidmet. Hoffentlich erhält das Seminar bald eine Turnhalle; dann wird es die geforderte dritte Turnstunde, die bei den gegenwärtigen Verhältnissen oft wegen der Ungunst der Witterung zu kurz kommt, zweckmässig durchführen können. Ferner dient dieser Nachmittag *unterrichtlichen Ausflügen*. Diese führen in die Natur hinaus, vermitteln wertvolle Beobachtungen aus der Tier- und Pflanzenwelt und dienen dem *Heimatunterricht* im weitesten Sinne des Wortes. Der Besuch *gewerblicher und industrieller Betriebe* verschafft den künftigen Lehrerinnen wertvolle Einblicke in die Arbeit anderer Berufe und in volkswirtschaftliche Zusammenhänge. Die oberste Klasse besucht den Kindergarten, die Spezialklassen, verschiedene Anstalten, eine Gesamtschule und andere Schulformen.

Die grössere Beweglichkeit im Stundenplan erlaubt beispielsweise auch eine Singwoche im Gwatt und einen Austausch mit unserer Schwesteranstalt im französischen Kantonsteil. Dieser erfolgt, indem die Klasse von Thun eine Woche im Internat von Delsberg verbringt, wogegen die Delsbergerinnen in den Thunerfamilien die Plätze der abwesenden Seminaristinnen einnehmen. Wenn der Aufenthalt auch sehr kurz ist, so vermittelt er bei geringen Kosten doch neben der sprachlichen Förderung wertvolle Eindrücke aus der romanischen Geisteswelt. Die bisherigen guten Erfahrungen ermuntern zur Fortsetzung der Versuche.

Das Praktikum.

Der wertvollste Gewinn der verlängerten Ausbildungszeit liegt wohl in einer vertieften und ausgiebigeren Vorbereitung auf die eigentliche Berufsarbeit. Die oberste Klasse verbringt in Dreiergruppen wöchentlich wenigstens sechs Stunden unterrichtend oder zuhörend in den Uebungsklassen. Gegen Neujahr arbeitet sie auch mit zwei Schuljahren gleichzeitig. Auf diese Weise werden die Seminaristinnen mit der Schulführung in allen vier Grundschuljahren vertraut.

Man mag das Praktikum in der Uebungsschule organisieren wie man will, gegenüber der zusammenhängenden, eigenverantwortlichen Arbeit in einer Schulklasse bleiben Situationen und Unvollkommenheiten bestehen, die nicht zu umgehen sind. In der Uebungsklasse fehlt beispielsweise der einzelnen Praktikantin die Kontrolle über die Auswirkungen ihrer unterrichtlichen und erzieherischen Absichten. Allfällige Misserfolge werden durch die verantwortliche Klassenlehrerin gutgemacht, die die Kinder nachher wieder in die Hand nimmt. Der zusammenhängende Unterricht in allen Gebieten während längerer Zeit verlangt eine andere Vorbereitung und Verarbeitung des Stoffes als die Erteilung einzelner Stunden. Mit diesen und andern Fragen, die für eine erspriessliche Schulführung wichtig sind, können sich die Seminaristinnen im *Landpraktikum* auseinandersetzen, das während drei Wochen im Monat Januar, also im letzten Quartal der Seminarzeit, zur Durchführung gelangt. Mit Vorliebe werden zu diesem Zwecke ländliche Klassen mit drei bis vier Schuljahren gewählt, das heisst eine Schulgattung, die an die Lehrerin hohe Anforderungen stellt und die im Kanton Bern recht häufig vorkommt. Die Berichte der Praktikantinnen und der «Lehrmeisterinnen» über diesen Teil der beruflichen Vorbereitung sind überaus aufschlussreich. Bei allen Schwierigkeiten und Auseinandersetzungen über letzte Erziehungsfragen, die für manche Abklärung und Reifung notwendig sind, überwiegen die Freude an den Kindern und die Begeisterung für den erwählten Beruf. Besonderen Dank verdienen die Lehrerinnen und die Schulbehörden, die unsere Schülerinnen verständnisvoll aufnehmen und fördern.

Die Verlängerung der Ausbildungszeit und die dadurch ermöglichten Reformen bedeuten einen Fortschritt in der bernischen Lehrerinnenbildung. Es gehört zu den vornehmsten Aufgaben des Seminars, bei aller Bestimmtheit in der Zielsetzung beweglich und lebensnah zu bleiben und dabei in voller Hingabe an die hohe Aufgabe das bestmögliche zu leisten. Dann rechtfertigen sich die Mittel, die das Bernervolk seinem Lehrerinnenseminar zur Verfügung stellt.

E. Schraner.

Aus der Seminarzeit.

Originalberichte von Thuner Seminaristinnen.

Landpraktikum.

Wenn man als Lehrerin nicht vertrocknen will, muss man innerlich sehr reich sein. Ich hatte oft das Gefühl, nun werde ich bald leer sein. Man muss soviel ausgeben im Vergleich zu dem, was man aufnehmen kann. Der Dank, den man für dieses Ausgeben erntet, ist das Allerschönste in der Schule... Es sind dankbare, strahlende Kinderaugen, die einen bis ins Innerste erwärmen.

L. W. 1938.

Ich glaube, das Wichtigste, das ich im Landpraktikum lernte, sei: Eine Lehrerin darf sich die Arbeit nie verdrissen

lassen, auch wenn die Erstklässler miserabel lesen, auch wenn die Zweitklässler fürchterlich lange nicht begreifen und wenn die Schreibsätze zum Heulen herauskommen. Sie darf einfach nicht mit Unlust an die Arbeit, sonst überträgt sie diese auf die Kinder. In fortwährender Wechselwirkung zieht die Unlust schlechte Arbeit und diese wiederum Unlust nach sich. Kindern kann man so leicht Freude suggerieren. Sie können, und das ist das Schöne, immer wieder neu und besser anfangen, wenn man nur selber will.

R. B. 1937.

Mir waren die drei Wochen ein grosses Geschenk, wofür ich meiner Lebtag dankbar sein werde. Dankbar bin ich auch, dass ich mein Praktikum in einer mir gänzlich unbekanntem Gegend und bei einem ganz andern Menschenschlag absolvieren durfte, sind wir Seeländer doch so ganz anders geartet als die Leute des Oberlandes. . . Der letzte Schultag ist mir noch recht sauer geworden. Die Mädchen weinten, und die Buben, die sich ausbedungen hatten, mich auf den Bahnhof zu begleiten, waren merkwürdig still. Ich selber spürte ein eigenartig Würgen im Halse, dessen Ursache ich nur zu gut kannte, und ich war von Herzen dankbar für den harschen Wind, der mir die wirbelnden, weissen Flocken unermüdlich ins Gesicht trieb.

H. Sch. 1938.

Aus dem Seminarleben.

Nous parlons français.

Während unseres Delsberger Aufenthaltes sollten wir nicht nur unsere jurassischen Kameradinnen und die waldigen Jurahöhen kennen lernen, sondern vor allem auch in der französischen Sprache mehr Fertigkeit erlangen. Am Anfang fiel uns diese Sprache recht schwer; aber von Tag zu Tag ging es besser. Am meisten vermochte der fröhliche Verkehr mit den «Normaliennes» unsere etwas langsamen Bernerzungen zu lösen. Aus dem anfänglich noch schüchternen «bonjour» und «comment vas-tu» entwickelten sich bald kühne, wenn auch nicht fehlerfreie Sätze.

Am lustigsten war es immer am Abend vor dem Einschlafen, wenn in den Zimmern die Lichter gelöscht waren. Da fing dann das Plaudern erst recht an. Dass nicht deutsch gesprochen wurde, dafür war in der Weise gesorgt, dass «deux Delémontaines et deux Thunoises» im gleichen Zimmer beisammen wohnten. Das war eine glänzende Idee! — Wie war ich erstaunt und erfreut über mich selber, als ich gegen das Ende der Woche nach dem abendlichen Plauderstündchen nicht mehr berndeutsch, sondern — französisch einschlief und diese Rolle sogar im Traume weiterspinn!

Zu Hause angelangt, verliessen uns die französischen Träume und Gedanken wieder. Wenn wir in den kurzen Delsbergertagen auch kein perfektes Französisch lernten, so war der Aufenthalt im Jura doch überaus wertvoll. Er hat uns in besonderer Weise die Freude an der Sprache geweckt.

R. L.

Singwoche im Gwatt.

Was man heute statt eines gewöhnlichen Schultages alles vor sich hat! In der nächsten Minute werden wir verknorzten Thunerinnen rhythmisch um das zierliche Fräulein B. herumhopsen. Dann folgt ein ohrenschmeichelndes Blockflöten, wobei alle sich redlich Mühe geben, die vielen Finger mit den tückischen Löchern zusammenzubringen. Doch das Geflöte wird bald verstummen. Herr R., der Singmeister, steht vor uns, und durch seine knappen, eindrucksvollen Worte werden wir in Johann Sebastians Zeit zurückversetzt. — Nach dem Mittagessen im Freien unter alten Tannen folgen das Abwaschen bei eifrigem Geklapper, eine Gondelfahrt auf dem glatten See, und bald sitzen wir wieder beim straffen, frohen Musizieren oder drehen uns bei alten Volkstänzen. Vor dem Schlafengehen ertönt unser Abendlied: Der Mond ist aufgegangen. — und Guet Nacht! — Beim Einschlafen freuen wir uns auf den neuen herrlichen Gwatt-Tag.

V. R. und V. G.

Unterrichtliche Ausflüge.

Neben den Schulreisen freue ich mich am meisten auf die Ausflüge nach Bern. Ganz unverhofft darf man gelegentlich dorthin kutschieren und mit den Kameradinnen etwas Wertvolles sehen oder hören. Besonders nachhaltig wirkten die Eindrücke im Naturhistorischen Museum. Einen Augenblick befand man sich am Rande einer gelben, glühenden Wüste, nahe bei fauchenden Bestien, bald im Urwald vor einem mächtigen Gorilla, dem man lieber nicht lebendig begegnen möchte. Eine Treppe höher konnte man ein Milchgaden aus dem Berner Oberland betrachten, wo freche Mäuse ihre langen Schwänze in die Gebesen tauchten.

Bei solchen Gelegenheiten besuchten wir den Tierpark im Dählhölzli, die Rembrandtausstellung, die Münsterspiele und viel anderes. Je mehr die Zeit, in die ein derartiger Ausflug fiel, mit Arbeit ausgefüllt war, um so dankbarer nahmen wir die Abwechslung an.

Nachdem man gesehen oder gehört hatte, was das Programm vorsah, kamen erst noch die privaten Streifzüge in die Stadt. Laube auf — Laube ab schritten Thuner Seminaristinnen und warfen bewundernde Blicke in die Schaufenster. Wenn die Zeit langte, so konnte man sogar einen Götti besuchen und sich dort die Taschen mit Schokolade füllen lassen. Das war auch nicht unangenehm. — Und bei manchem habe ich gedacht, das sollten einst meine Schulkinder, die ich jetzt noch nicht habe, auch einmal sehen können.

S. J.

Ein schöner Seminarbrauch.

Der letzte Samstag im November ist jeweils für ein ganz besonderes Vergnügen reserviert, nämlich für den traditionellen Unterhaltungsabend, die sogenannte Lehrereinladung. Schon lange vorher werden geheimnisvoll allerlei Vorbereitungen getroffen. Endlich ist der grosse Augenblick da. Wir alle, die gesamte Lehrer- und Schülerschaft, die ganze Seminarfamilie, warten in der Aula gespannt auf die Eröffnung des Abends. Die unterste Klasse hat die Ehre, mit allerlei kurzen, unterhaltenden Darbietungen aufzuwarten. Frohes Lachen und Beifallklatschen erfüllen den Raum. Hat dann die vierte Klasse ihr Programm beendet, so dreht sich alles nach dem Takt einer Tanzmusik. Doch nicht ganz alle machen bei dem bunten Treiben mit. Unten in der Küche sind emsige Geister an der Arbeit, die oberste Klasse, die durch Proben ihres Kochunterrichtes für das leibliche Wohl sorgt. Willig folgt man der Aufforderung, sich an die schön geschmückten Tische zu setzen. Nach dieser wohltuenden Erfrischung wird weiter getanzt, gespielt und gesungen bis über die Mitternachtsstunde hinaus.

Dieser Seminarbrauch ist uns allen lieb geworden. Er bietet eine angenehme Abwechslung im arbeitsreichen Alltag. Bei dieser Gelegenheit lernen wir einander besser kennen, wodurch das Verhältnis unter uns und mit unserer Lehrerschaft gefestigt wird.

K. L.

Der Verwaltungsbericht der Unterrichtsdirektion vor dem Grossen Rate des Kantons Bern.

In der Sitzung des Grossen Rates vom 15. September kam der Verwaltungsbericht der Unterrichtsdirektion zur Behandlung. Waren die Verwaltungsberichte der andern Direktionen fast diskussionslos genehmigt worden, so rief der Bericht der Unterrichtsdirektion eine lebhaftige Debatte wach, die zwei Stunden dauerte. Im Vordergrund der Diskussion stand, wie zu erwarten war, die Frage des Lehrerüberflusses. Der Berichterstatter der Staatswirtschaftskommission, Herr Keller, Langnau, wies auf den Rückgang der Schülerzahlen hin, die sich in der Verminderung der Klassenzahlen auswirke. Leider bringe diese Auswirkung auch eine gewisse Verschärfung des Lehrerüberflusses mit

sich. Herr Keller glaubte immerhin, dass die Herabsetzung der Schülerzahlen in den Seminarien das Uebel allmählich mildern werde.

Der sozialdemokratische Grossrat Krähenbühl, Burgdorf, regte an, die ältern Lehrkräfte zu pensionieren. Damit dies geschehen könne, solle der Staat der Lehrerversicherungskasse ausserordentliche Zuschüsse machen. Demgegenüber bemerkte ich, dass die Frage der Altersgrenze schon im alten Grossen Rate eingehend besprochen worden sei. Herr Grütter habe eine Motion gestellt; diese sei aber abgelehnt worden. Nicht weil Regierung und Grosser Rat gegen die Festsetzung der Altersgrenze von 65 Jahren eingestimmt gewesen seien, sondern weil die finanziellen Mittel nicht vorhanden gewesen seien. Sodann verwies ich auf die Eingabe der Lehrerversicherungskasse vom 27. Mai 1938. Diese sei von der Regierung abgelehnt worden. Die Regierung wolle den Zins für das Deckungskapital der Lehrerversicherungskasse nicht gleichhoch ansetzen wie den für die Hilfskasse des Staatspersonals. Es würde dies Fr. 200 000 ausmachen. Diese Summe sei für den Staat nicht tragbar; übrigens seien die Lehrer nicht Staats-, sondern in der Hauptsache Gemeindebeamte; das berechtere eine gewisse Differenzierung. Das Dekret über die Verteilung der Bundessubvention könne vor 1941 nicht abgeändert werden. Ich betonte, dass Lehrerversicherungskasse und Lehrerverein sich mit dieser Antwort nicht befriedigt erklären können. Wir müssten vielmehr prüfen, ob nicht der Weg der Motion zu beschreiten sei.

Ein Fraktionskollege des Herrn Krähenbühl, Herr Terrier in Delémont, machte einen scharfen Ausfall gegen den Bernischen Lehrerverein. Dieser habe im Kampfe gegen den Lehrerüberfluss bisher nichts getan. Er schreibe Berichte, tue aber nichts gegen die zu zahlreichen Aufnahmen in den Seminarien.

Dieser Ausfall eines neuen Ratsmitgliedes, das noch keine Diskussion über den Lehrerüberfluss miterlebt hatte, gab mir Gelegenheit, die Rolle des Bernischen Lehrervereins in dieser heiklen Materie zu umschreiben. Der Lehrerverein habe weder vollziehende noch gesetzgebende Gewalt; er könne die Zahl der Schüler in den Seminarien nicht von sich aus festsetzen. Alles, was der Verein in dieser Beziehung tun könne, sei, dass er die Behörden und das Volk im Ratssaal und in der Presse auf die bestehenden Uebelstände aufmerksam mache. Das habe der Verein seit Jahren getan und zwar ganz energisch. Es sei ihm sogar der Vorwurf gemacht worden, er verfolge zünftlerische Tendenzen.

Der Lehrerverein sei aber noch weiter gegangen; er habe für die Milderung des Loses stellenloser Lehrkräfte praktische Massnahmen ergriffen. So habe er den Hilfsfonds zugunsten stellenloser Lehrer und Lehrerinnen geschaffen, für den bis jetzt 70—80 000 Franken an freiwilligen Beiträgen von Seiten der Lehrerschaft aufgebracht worden seien. Mit diesem Gelde suche er den jungen Leuten Beschäftigung, Verdienst und Fortbildung zu verschaffen. So seien die Lern- und Hilfsvikariate geschaffen worden, eine Institution, die sich überaus wohlthätig ausgewirkt habe. Dann seien Sprachkurse, Handfertigkeitkurse und Kurslager eingerichtet worden, wobei allerdings zu sagen sei, dass man nicht eitel Dank geerntet habe.

Gegen die Ausführungen des Herrn Terrier wandten sich auch der Freisinnige Strahm und der Sozialdemokrat Ryter.

Herr Strahm, Mitglied der jurassischen Seminarcommission, kam auf die Beschränkung der Schülerzahlen in den Seminarien zu sprechen. Im Jura habe man diese auf sechs in Pruntrut und acht in Delsberg herabgesetzt. Das sei ein Minimum, unter das man nicht herabgehen dürfe, wolle man den kollektiven Unterricht aufrechterhalten. Die Seminarkommission habe mit dieser Massnahme seltsame Erfahrungen gemacht. Die Eltern, die einen Sohn oder eine Tochter ins Seminar schicken wollen, riefen laut nach einer möglichst largen Aufnahmepraxis. Habe dann der Herr Sohn oder die Fräulein Tochter das Seminar passiert, so riefen die gleichen Leute: Jetzt zu mit der Türe!

Herr Ryter bestätigte meine Ausführungen. Der Lehrerverein sei diejenige Organisation, die wirklich etwas tue für die stellenlosen Berufsangehörigen. Sodann richtete Herr Ryter einige sehr beherzigenswerte Worte an die Adresse der jungen Lehrkräfte. Er sagte, sie sollten nicht nur auf Stellen an den öffentlichen Schulen passen. Es gebe für sie noch recht viel andere Beschäftigung, namentlich auf dem Gebiete des Privatunterrichts. Man habe aber oft grosse Mühe, Lehrer oder Lehrerinnen als Erzieher oder Erzieherinnen in Privatfamilien zu bekommen.

Ich konnte die Ausführungen des Herrn Ryter nur bestätigen und unterstreichen. Immerhin machte ich zur Entschuldigung der jungen Leute auf die Tatsache aufmerksam, dass die Schulkommissionen und Gemeinden bei Lehrerwahlen nicht die Kandidaten bevorzugten, die etwas gewagt hätten und in die Fremde gegangen seien. Man wähle die, die fein hübsch zu Hause geblieben seien und abgewartet hätten, ob in ihrer Gemeinde oder in der Nachbarschaft eine Stelle frei werde. Diese Mentalität der Wahlbehörden müsse sich ändern. Wenn die jungen Leute sähen, dass sie nicht übergangen würden, wenn sie in den privaten Schuldienst träten, dann würden sie auch etwas wagemutiger werden. Diese Ausführungen fanden den Beifall des Rates; hoffen wir, dass die Mahnung etwas nützt! Die Autarkie der Gemeinden bei Lehrerwahlen muss nach und nach zu einer gewissen geistigen Erstarrung des Lehrerstandes führen.

Daneben wurde noch gesprochen vom hauswirtschaftlichen Unterricht, vom Verkehrsunterricht, vom Mädchenturnen, und Herr Schneeberger in Büetigen verlangte sogar, die Unterrichtsdirektion sollte die Lehrer darauf aufmerksam machen, dass die Schüler auf der Strasse nicht grüssten. Die Lehrer sollten die Kinder anhalten, auf der Strasse die erwachsenen Leute zu grüssen. Diese Ausführungen hatten gewiss etwas für sich, wir wollen dies anerkennen. Nicht zu billigen aber war ein Ausfall des Herrn Schneeberger gegen die Lehrer. Er meinte, die Lehrer könnten die Schüler nicht zum Grüssen anhalten, da sie ja selber ohne Hut im Lande herumliefen. Diesen Ausfall musste ich mit der notwendigen Schärfe zurückweisen.

Herr Unterrichtsdirektor Rudolf kam in seiner Antwort auf die gefallenen Voten eingehend auf den Lehrerüberfluss zu sprechen. Er gab zu, dass hier ein Uebelstand vorliege. Immerhin habe der Lehrerüberfluss

gegen frühere Jahre nicht wesentlich zugenommen. Auch sei der Ueberfluss nicht grösser als in andern Berufsständen und andern Kantonen, wie Basel und Zürich. Die Einführung der Altersgrenze begegne Schwierigkeiten finanzieller Natur; auch seien die in Frage kommenden Lehrkräfte mit der Festsetzung der Altersgrenze auf 65 Jahre nicht restlos einverstanden. Schon die Einführung der Altersgrenze von 70 Jahren sei gewissen Schwierigkeiten begegnet. Die Eingabe der Lehrerversicherungskasse und des Lehrervereins vom 27. Mai sei nicht durchführbar. Die Verteilung der Bundessubvention für die Primarschule sei durch ein Dekret geordnet, und dieses habe Geltung bis zum Jahre 1941. Vorher lasse sich nichts machen.

Als Berichterstatter erlaube ich mir hiezu nur eine Frage: Liegt es nicht in der Kompetenz des Grossen Rates, ein Dekret, das der Grosse Rat selbst erlassen hat, vorzeitig abzuändern? Diese Frage werden wir in den nächsten Wochen zu prüfen haben.

Erwähnen wir noch, dass auch Herr Regierungsrat Rudolf für die Tätigkeit des Bernischen Lehrervereins auf dem Gebiete der Milderung des Loses der stellenlosen Lehrkräfte warme Worte der Anerkennung fand.

Zum Schlusse möchte ich noch darauf hinweisen, dass der Berichterstatter der Staatswirtschaftskommission, Herr Keller, auf eine Frage zu sprechen kam, die besonders die Mittel Lehrerschaft interessiert. Er wies darauf hin, dass die Schüler und Schülerinnen aus Landsekundarschulen heute Mühe haben, in die höhern Mittelschulen in den Städten überzutreten. Man habe dies in der Lehrerschaft erkannt, und der Bernische Mittel Lehrerverein diskutiere gegenwärtig diese Frage. Herr Keller dankte dem Mittel Lehrerverein für dieses Vorgehen, das im Interesse der begabten Kinder vom Lande liege. Wir sehen, dass die Frage des Uebertrittes von der Sekundarschule zur höhern Mittelschule nicht nur die engern Fachkreise interessiert, sondern auch die breite Oeffentlichkeit. Ein Grund mehr, um der ganzen Angelegenheit die grösste Aufmerksamkeit zu widmen.

O. Graf.

Der Rentenabbau bei der Lehrerversicherungskasse.

Das Aktionskomitee der pensionierten Lehrer und Lehrerinnen hat dem Regierungsrat am 31. Mai 1938 ein begründetes Gesuch eingereicht, dahingehend, er möchte zuhanden des Grossen Rates die Revision der Dekrete vom 11. September 1935 und 7. Juli 1936 an die Hand nehmen im Sinne der Milderung des Rentenabbaues und einer möglichst gleichmässigen Belastung aller Rentenbezüger.

Am 22. August fand auf Einladung der Unterrichtsdirektion eine Konferenz zur Besprechung dieser Eingabe statt, an welcher sich zwei Vertreter des Regierungsrates, je zwei Vertreter der Verwaltungskommission und der Pensionierten, ein Vertreter der staatlichen Hilfskasse und Herr Zentralsekretär Graf als Vertreter des Lehrervereins beteiligten.

Wir führten im wesentlichen folgendes aus:

1. Die rechtlichen Grundlagen für den Rentenabbau sind sehr unsicher; das Recht zur Kürzung der statutengemäss zugesicherten Pensionen wird von

juristischen Autoritäten verneint. Trotzdem wenden wir gegen einen *angemessenen* Rentenabbau nichts ein.

2. Der Rentenabbau ist in seinem Wesen nichts anderes als ein Nachlassverfahren. Er hätte darum auch nach den allgemein gültigen Bestimmungen des Nachlassverfahrens durchgeführt werden sollen. Dazu gehört ein Mitspracherecht der Betroffenen und gleichmässige Belastung aller Rentenbezüger. Den Pensionierten wurde kein Mitspracherecht gewährt, und in der Belastung der Rentenbezüger kommt eine ausserordentlich scharfe Progression, bis auf 650%, zur Anwendung. Die Missachtung der für das Nachlassverfahren gültigen Regeln erweckt den Eindruck einer willkürlichen Ordnung, bedeutet eine Verneinung des Rechtsanspruches auf die nach Gesetz und Statuten zugesicherte Pension und verleiht der letztern den Charakter eines Almosens.

3. Die prozentualen Ansätze für den Rentenabbau sind wesentlich höher als die Ansätze für den Besoldungsabbau, was als unbillige Härte empfunden wird. Nachdem das von den Behörden in Aussicht genommene Projekt eines zweiten Besoldungsabbaues infolge der Frankenabwertung fallen gelassen wurde, hätten billigerweise auch die Ansätze für den Rentenabbau einer Korrektur unterzogen werden sollen.

4. Die vor dem 1. Mai 1937 pensionierten Lehrkräfte erleiden eine wesentlich höhere Einbusse als diejenigen, die nach diesem Stichtag zurückgetreten sind oder zurücktreten werden. Diese Tatsache wirkt sich besonders schroff aus in verschiedenen grossen Gemeinden mit eigener Besoldungsordnung, wo der Besoldungsabbau ganz oder teilweise aufgehoben wurde. Hier steigen die Differenzen unter Lehrkräften, die nach den Statuten genau die gleichen Ansprüche haben, bis auf Fr. 450. Diese ungleiche Behandlung verletzt das Rechtsempfinden, was die Betroffenen seelisch mehr bedrückt als die materielle Einbusse.

5. Der Vergleich mit der Regelung in der Hilfskasse des Staatspersonals ist unzutreffend, weil die Verhältnisse verschieden sind.

6. Eine Neuregelung des Rentenabbaues im Sinn einer Angleichung an den Besoldungsabbau und einer möglichst gleichmässigen Belastung aller Rentenbezüger ist ein Gebot der Gerechtigkeit.

Die Stellungnahme der Verwaltungskommission der Lehrerversicherungskasse zu unsern Ausführungen lässt sich wie folgt zusammenfassen: Die gegenwärtige Regelung bringt der Primarlehrerkasse eine Einsparung von Fr. 113 000, der Mittel Lehrerkasse eine solche von Fr. 38 000: also ist sie recht und gut. Wir sind jeder Abänderung abhold, da sie uns vor neue verwaltungstechnische Schwierigkeiten stellen würde. Die von den Pensionierten geltend gemachten Härten und

Ausgezeichnete Gelegenheit zur Unterbringung von

Schul-Ferien-Kolonien

zu sehr günstigen Bedingungen, bietet das bestbewährte und empfohlene

Kinderheim Meiezyt

Habkern b. Interlaken

1180 Meter über Meer

289

Ungleichheiten sind unwesentlich und müssen im Interesse der Kasse in Kauf genommen werden.

Die Vertreter des Regierungsrates schlossen sich der Auffassung der Kassenbehörde an. Den Ausführungen von Herrn Unterrichtsdirektor Dr. Rudolf entnehmen wir folgende Gedankengänge: Die Pensionierten beklagen sich zu Unrecht, dass ihnen bei der Vorberatung kein Mitspracherecht eingeräumt wurde; denn *sie haben überhaupt kein Mitspracherecht*. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass die getroffene Regelung Härten und Unstimmigkeiten mit sich bringt; allein die Gesetzgebungswalze kann nicht zurückgedreht werden. Was wir geschrieben haben, das haben wir geschrieben. Der Regierungsrat wird aller Voraussicht nach die Eingabe der Pensionierten ablehnend bescheiden.

Wir mussten konstatieren, dass weder bei der Kassenbehörde noch bei den Regierungsvertretern der Wille vorhanden ist, unsern bescheidenen und berechtigten Wünschen entgegenzukommen. Für den Druck, der durch ungleiche Behandlung erzeugt wird, scheint man kein Verständnis zu haben.

Im Anschluss an vorstehende Ausführungen sei noch folgendes zur Kenntnis gebracht:

In einem Verwaltungsrechtsstreit hat der Vertreter der Verwaltungskommission in ihrem Namen und Auftrag die bestimmte Behauptung aufgestellt, die zugesprochenen Pensionen könnten jederzeit gekürzt werden, sei es durch eine Statutenrevision, sei es durch einen Grossratsbeschluss. Wer will da noch bestreiten, dass man bestrebt ist, den Rechtsanspruch auf die Pension zu verwischen und diese in ein Gnadengeschenk umzuwandeln?
A. Schläfli.

† Fritz Aeberhard

Sekundarlehrer, Herzogenbuchsee.

Noch können wir es alle, die wir mit Fritz Aeberhard bekannt und befreundet waren, kaum fassen, dass unser Kollege und für verschiedene der ehemalige Lehrer seine Augen für immer geschlossen hat.

Wir wollten nicht an eine schwere Erkrankung glauben, doch als diese zur Gewissheit wurde, bangten, aber hofften wir zugleich. Allein die Hoffnung sollte zerrinnen und das Bangen ein Trauern werden. So bleibt uns allein die Erinnerung an all das, was der Verstorbene uns durch sein Leben und Wirken bedeutete.

Als ob ich sie gestern erst erlebt hätte, so lebendig ersteht vor meinem geistigen Auge die erste Naturkundestunde, die uns der dahingeschiedene Lehrer vor mehr als einem Jahrzehnt erteilte. Er lehrte uns erkennen, wie die Pflanze durch einen wundervollen Vorgang der Natur aus den Stoffen des Erdreichs Wachstum, Blüte und Frucht empfängt, liess uns erkennen, welche unergründliche Weisheit und Vollkommenheit aus der einfachsten Erscheinung der Natur spricht. Mit diesem Erlebnis erstand die Achtung und die Ehrfurcht vor der Schöpfung, und diese Ehrfurcht zeitigte die tiefen Erkenntnisse als alle spätere Philosophie. War unser Lehrer im Rechnen ein nimmermüder Helfer und Förderer; so bedeutete er in der Naturwissenschaft weit über die Schulstube hinaus eine Autorität. Wer

hätte ein Tier, wer eine Pflanze nennen können, deren Entwicklung und Lebensgemeinschaft unser Lehrer nicht hätte erschöpfend darstellen können, durch das Wort wie durch Kreide und Stift. Was mit Worten nie in Stunden zu erreichen gewesen wäre, das erhellte eine Skizze von seiner geschickten Hand in Augenblicken. Seinem grossen Können gegenüber fühlten wir uns klein, aber auch grenzenlos dankbar.

Alle, die es erfahren durften, wie aufopfernd sich der verstorbene Lehrer um die Vorbereitung der Prüfungskandidaten für Gymnasium und Seminar bemühte, werden ihm das nie vergessen. Aber auch allen andern war er im besten Sinne des Wortes ein Lehrer, unermüdlich um das Wissen und Können seiner Zöglinge besorgt, allen strebsam Suchenden ein gütiger Helfer.

Der Verstorbene hat seinen Schülern nicht allein als Lehrer Wertvolles mit auf den Lebensweg gegeben, sondern ebensowohl als Mensch und Charakter, wofür sie ihn allzeit in liebevollem Gedächtnis behalten werden.

Ausdruck dieses Dankes mochte auch das selten zahlreiche Leichengeleite sein, das dem Verewigten beschieden war. Die vorangehende Trauerfeier, umrahmt von Liedervorträgen der Sekundarschüler und der Lehrersektion, fand in der Kirche statt. Nebst dem Ortsgeistlichen entwarfen Seminarkameraden und Kollegen ein anschauliches Lebensbild dieser markanten Lehrerpersönlichkeit.

In einfachen Verhältnissen aufgewachsen, trat Kollege Aeberhard von Kirchberg kommend, 1906 in die 71. Promotion des bernischen Staatsseminars ein. Nach vierjähriger Studienzeit amtierte er zunächst als Primarlehrer in Kirchberg. Nach seinem Weiterstudium fand er 1919 an der Sekundarschule Herzogenbuchsee sein endgültiges Arbeitsgebiet, wo er bis zu seinem Ableben wirkte. Als vorzüglicher Lehrer war er auch an der kaufmännischen und an der gewerblichen Schule tätig, welche letzterer er seit längerer Zeit als Rektor vorstand.

Im öffentlichen Leben trat Kollege Aeberhard nicht besonders hervor; um so gründlicher und gewissenhafter wirkte er in der Stille. Seine besondere Freude war es, hinaus zu ziehen in die freie Natur; denn die obersaargauische Landschaft war sein Lieblingsgebiet. In zahllosen Wanderungen hat er sie kennen gelehrt wie kaum ein zweiter.

Nun hat seine Wanderschaft ein jähes Ende gefunden. Wir alle, die wir des Weges weiter ziehen, werden dem guten Kameraden ein liebevolles Andenken bewahren.

-b.

Fortbildungs- und Kurswesen.

Sektion Laufen des BLV. *Historischer Kurs*, abgehalten im Schulhaus Laufen an sieben Mittwochnachmittagen im Mai und Juni 1938. Kursleiter: Gottlieb Wyss, Historiker, Neuwelt-Basel.

Es ist dem Kursleiter darauf angekommen, der Sektion und weitem Interessenten einen rein wissenschaftlichen Einblick zu gewähren in die geschichtlichen Verhältnisse des ehemaligen Fürstbistums Basel. Es war also zum vornherein falsch, fertigestrichene Lektionsbrötchen zu erwarten, welche dann ohne weiteres Zutun in gierige Buben- und Mädchenmäulchen geschoppt werden könnten. Der verantwortungsbewusste Lehrer wird letzten Endes nie ohne den absoluten Wissenschaftler auskommen können. Einen Teil seiner Vor-

bereitungsarbeit wird er immer wieder der wissenschaftlichen Quelle entnehmen müssen.

Eine rein wissenschaftliche, objektive Zusammenstellung des Stoffgebietes « Fürstbistum Basel » hat bisher gefehlt. Somit ist der Heimatkundelehrer dem initianten Sektionspräses für die Vorbereitung und dem Historiker der Raurachischen Gesellschaft für seine Arbeit ganz besonders dankbar. Für tadellos saubere Arbeit ist G. Wyss auch in Fachkreisen sehr geschätzt. Sicherlich ist dem interessierten Geschichtslehrer des Stoffes genug geboten worden, dass er nun gleichsam mit vollen Armen schöpfen kann. Dass für schulmeisterliche Enge kein Platz, für Wissensdrang und Eifer weiter Raum geschaffen wurde, bezeugt die aussergewöhnliche Teilnahme der Lehrerschaft, sowie der Herren Pfarrer Bürge, Blauen, Regierungstatthalter A. Walther und Advokat und Notar Gerster aus Laufen.

Theoretisch wurden behandelt: Das geistliche Bistum Basel als Diözese, das Bistum im engeren Wortsinn, die weltlichen Rechte des Fürstbistums Basel, die Organisation der Bistums-Verwaltung und das Wappen des Bistums. Dann folgte die Darstellung der weltlichen Macht des Bistums Basel vom Mittelalter bis zum Untergang des Fürstbistums.

Im Anschluss an diese Ausführungen folgte eine Exkursion zum Besuche der Denkmäler des Fürstbistums Basel. So wurde gemeinsam das Schloss Angenstein besucht, welches in prachtvollen Glasgemälden das Domkapitel abgebildet enthält. Im historischen Museum Basel: Kultische Gegenstände aus dem Basler Münster, Wappen der Bischöfe, Schränke zum Aufbewahren des Münsterschatzes.

Besichtigung des Basler Münsters: Bischofshof, Arbeitszimmer des Bischofs Dr. Arnold von Rotberg – 1458, Hofstube, Kapelle, Münstersaal mit prächtigen Fresken, Grabmäler der Fürsten, Ritter. Im Staatsarchiv wurden nicht nur die Wappen und Siegel des Bistums bewundert, vielmehr auch durch Herrn Staatsarchivar Dr. Roth gezeigt, wie Kolleginnen und Kollegen sich im Staatsarchiv heimatgeschichtlich betätigen können. Im Kunstmuseum sahen wir die alten Münsterorgelflügel, Kaiser Heinrich und Kaiserin Kunigunde darstellend, und auch Kalender der Fürstbischöfe. Zuletzt besuchten wir noch den Arlesheimerdom, erbaut 1680, als letzte Domkirche des Fürstbistums, einen sehr interessanten Roccobau.

Im Hotel Ochsen konnte sodann Herr Präses Hof die überaus arbeitsfreudigen Tagungen beschliessen, indem er Kursleiter und Teilnehmern für ihre Arbeiten und Mühen dankte. Namens der Gäste dankte Herr Advokat Gerster aus Laufen. Ein knappes, gemütliches Beisammensein beschloss den schönen Kurs. H. O.

Die Basler Schulausstellung führt im Monat September eine Veranstaltung über « Jugend und Naturschutz » durch. Die Themen des Pflanzen- und des Tierschutzes werden theoretisch und praktisch für verschiedene Schulstufen und unter Benützung der letzten technischen Unterrichtshilfen behandelt: Vorträge, Lehrproben, Lichtbilder- und Filmvorträge, Filmvorführungen, Schulfunksendung und deren Empfang durch eine Schulklasse und selbst eine Führung durch den Zoologischen Garten. Gleichzeitig ist im Institut am Münsterplatz eine Ausstellung über Naturschutz zu sehen. Red.

Bibelkurs in der Jugendheimstätte Gwatt, vom 8.—15. Oktober. Die Leiter des Kurses, die Herren Prof. Dr. Schädelin, Bern, und Pfarrer Burri, Büren a. A., haben als Generalthema für die Kursarbeit gewählt: *Der 1. Korintherbrief*. Gliederung in Tagesthemen: 1. Allgemeine Einführung in den Brief. 2. Die Lehrer der Weisheit und die Gemeinde. 3. Die Ordnung des Geschlechtslebens. 4. Götzenopfer und Herrenmahl. 5. Geist und Gemeinde. 6. Die Liebe. 7. Die Auferstehung.

Täglich ein Referat und Arbeit in kleineren Gruppen. Beginn: 8. Oktober, punkt 17 Uhr, Schluss: 15. Oktober nach dem Mittagessen. Kosten: Kursgeld Fr. 3. 50. Ver-

pflegung je nach Zimmer Fr. 30 bis Fr. 37. Anmeldung in der Heimstätte erbeten bis 4. Oktober, wo auch nähere Auskunft erteilt wird (Tel. 29.19).

Zu diesem Kurs, der Anleitung zum selbständigen Erarbeiten der Grundwahrheiten der Heiligen Schrift geben will, sind ganz besonders auch Lehrer und Lehrerinnen herzlich eingeladen. Die Namen der beiden Leiter bürgen für tiefgründige, wertvolle Arbeit.

M. L.

Religiös-soziale Vereinigung. Im heimeligen und schön gelegenen *Bad Gutenberg* bei Langenthal findet von Montag dem 10. bis Samstag dem 15. Oktober ein sehr interessanter *Ferienkurs* statt, veranstaltet von der *Religiös-Sozialen Vereinigung* der deutschen Schweiz. Er dürfte, obschon in erster Linie für unsere Mitglieder gedacht, auch speziell die Lehrer angehen, die an ihrer Klasse Religionsunterricht erteilen; denn das Thema lautet: « *Die Bibel* » und wird von berufenen Referenten nach folgender Unterteilung behandelt: 1. Welches ist der Inhalt der Bibel? 2. Wie verhält sich das Alte Testament zum Neuen? 3. Was sagt die Bibel zur Politik? 4. In welchem Sinne ist die Bibel das Wort Gottes? 5. Wie lesen wir die Bibel?

Dass hier ein freies, neues Verständnis dem « Buch der Bücher » entgegengebracht wird, dafür zeugen schon die Namen der fünf Referenten, unter denen Prof. Dr. Leonh. Ragaz und Pfarrer Dr. R. Lejeune, Zürich, figurieren. Die Vormittage werden ernster Arbeit gewidmet sein, die Abende der Diskussion und der Besprechung der historischen Ereignisse unter dem Gesichtspunkte des religiösen Sozialismus, während die Nachmittage möglichst frei gehalten werden sollen zu zwanglosem Plaudern mit lieben Menschen auf schönen Spaziergängen! Auch Gäste für einzelne Tage können mitmachen. Bereits liegen über 40 Anmeldungen vor. Immerhin können noch einige berücksichtigt werden. Auskunft und Programme bei *Hans Grogg*, Lehrer, *Langenthal*.

Verschiedenes.

Schweizer Sektion des Weltbundes für Erneuerung der Erziehung. *Jahresversammlung* in Luzern, Samstag den 8. und Sonntag den 9. Oktober 1938. Die diesjährige Versammlung wurde absichtlich unmittelbar vor Beginn der ebenfalls in Luzern stattfindenden Pädagogisch-psychologischen Ferienwoche des Instituts J. J. Rousseau angesetzt.

Diese zeitliche Verbindung lag aus verschiedenen Gründen nahe: Das Institut J. J. Rousseau steht von jeher mit dem Weltbund für Erneuerung der Erziehung in engen Beziehungen; die Vermittlung erzieherischen Ideengutes zwischen den Völkern rechnete es immer zu seinen vornehmsten Aufgaben. Der Sektionsvorstand glaubte deshalb mit dieser zeitlichen Ansetzung allen jenen Sektionsmitgliedern einen Dienst zu erweisen, welche die vielversprechende Ferienwoche des Instituts J. J. Rousseau mitzumachen gedenken.

Program m :

Samstag den 8. Oktober.

14.15 Uhr: Begrüssungsversammlung im Luzerner Rathaus am Kornmarkt (an der Reuss). Allgemeine Mitteilungen.

15 Uhr: Kunsthistorische Führung durch Alt Luzern und das Kunsthhaus.

17 Uhr: Tee im Kunsthhausrestaurant (neues Kongressgebäude). Zwanglose Unterhaltung.

19 Uhr: Gemeinsames Nachtessen, ebenda.

20.30 Uhr: Oeffentlicher Vortrag von Herrn Prof. Dr. Pierre Bovet: « Erziehung in vier Erdteilen » (Bericht über seine Weltreise 1937/38).

Sonntag den 9. Oktober.

9 Uhr: Sitzung der Sektion Schweiz des Weltbundes für Erneuerung der Erziehung im Rathaus. 1. Berichterstattung. 2. Neuwahlen des Vorstandes. 3. Anregungen und Anträge.

- 10 Uhr: Drei Kurzvorträge über Luzern. Ebenda. 1. Herr Dr. Fritz Blaser, Sekundarlehrer: « Kurzer Gang durch die Luzerner Geschichte. » 2. Herr Dr. Alfred Ineichen, Seminarlehrer: « Luzerner Dichtung. » 3. Herr Dr. Martin Simmen, Sekundar- und Seminarlehrer, Redaktor der S. L. Z.: « Luzerner Schulwesen. »
- 12 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Restaurant Flora, beim Bahnhof.

Nachmittags Schluss der Tagung und zwangloses Zusammensein.

Die Hotelquartiere werden den Teilnehmern auf Wunsch besorgt. Wir bitten bei der Anmeldung mitzuteilen, ob eine billigere oder eine etwas teurere Hotelunterkunft gewünscht wird. Gäste sind wie immer herzlich willkommen.

Die Anmeldungen sind bis zum 4. Oktober zu richten an Dr. W. Schohaus, Seminardirektor, Kreuzlingen.

Die Tschechoslowakei. Schwere Völkerschicksale. Unter diesem Titel erscheint soeben eine 80 Seiten starke Broschüre von Seminarlehrer Dr. A. Jaggi in Bern. Ursprünglich war ihre Veröffentlichung im Berner Schulblatt geplant; sie ist jedoch über den Rahmen unseres Vereinsorgans stark hinausgewachsen. Für Interessenten sei hier einfach das *Inhaltsverzeichnis* angeführt:

Das Land und die Bewohner.

Die frühesten deutsch-tschechischen Gegensätze.

Die Hussitenstürme verschärfen, das Luthertum mildert die Gegensätze.

Die Anfänge des habsburgischen Regiments.

Böhmen und der dreissigjährige Krieg.

Die letzten Jahrzehnte im alten Oesterreich-Ungarn.

Das Erwachen des tschechischen Nationalbewusstseins. Masaryk.

Die Gründung der tschechoslowakischen Republik.

Die Verfassung.

Schwierigkeiten in der Innenpolitik.

Aussenpolitische Stellung und Gefahren.

Rücktritt und Tod des « Befreier-Präsidenten ».

Die Schweiz als Vorbild?

Die Broschüre ist im Verlag von Paul Haupt erschienen. Sie sei den Kollegen bestens zur Anschaffung empfohlen. *Red.*

Das schweizerische Landjahr. Dieses von der Schweizerischen Bauernheimatbewegung und dem Schweizerischen Gewerkschaftsbund ins Leben gerufene neue Jugendfürsorgewerk steht im ersten Arbeitsjahre. Der Schule entlassene Jugendliche beiderlei Geschlechts finden vor ihrem Eintritt in das Erwerbsleben für ein Jahr Aufnahme bei Bauersfamilien auf dem Lande. Eine erfreuliche Anzahl Jugendlicher hat sich gemeldet. Alle konnten ohne grosse Mühe untergebracht werden. Das Land ist sehr aufnahmefähig. Die bisherigen Erfahrungen sind überaus erfreulich. Obschon die Jugendlichen meist aus Städten und Industriezentren stammen und von Bauernarbeit oft keinen Begriff haben, fühlen sie sich doch bald zu Hause auf dem Lande. Als Erwerbsspersonen gelten sie nicht und haben dementsprechend nicht übermässig schwere Arbeit zu verrichten. Trotzdem erhalten sie ein bescheidenes monatliches Entgelt. Die Landjahrfamilien geben sich durchwegs grosse Mühe. Vielerorts hat sich sogar ein Freundschaftsverhältnis zwischen den Eltern der Jugendlichen und der Landjahrfamilie entwickelt. Dies erfüllt uns mit Genugtuung und ermuntert uns, auf dem eingeschlagenen Wege weiterzugehen. Die Organe des « Landjahrs » helfen auftretende Schwierigkeiten beheben und stehen ratend zur Seite. Besuche und Berichte haben ergeben, dass das « Landjahr » einem Bedürfnis entspricht. Voll Freuden telephonierte eine Mutter, wie gut es ihrem Sohn gehe, wie er arbeiten lerne und wieviel er schon an Gewicht zugenommen habe. Eine Tochter im Waadtland meint bei unserem Besuche, dass sie keine bessere Stelle hätte erhalten können. Ein Jüngling im Aargau hat schon

einige Ersparnisse für den Ankauf eines Fahrrades zurückgelegt, einer im Züribiet erfreute sich gerade an der Zwetschgengerichte, ein anderer erklärte, Bauer werden zu wollen.

Die Jugendlichen, die das Glück haben, ein « Landjahr » zu bestehen, werden gereifter und gekräftigt in das Erwerbsleben eintreten, ohne Schaden zu nehmen. Mancher Meister wird froh sein, einen Lehrling in seinen Betrieb aufnehmen zu können, der schon « fremdes Brot » gegessen und auf dem Lande eine « praktische Hand » erworben hat.

Das neue Bundesgesetz über die Hinaufsetzung des Eintrittsalters in das Erwerbsleben stellt manchen Familienvater vor die Frage, was mit seinem Sohne oder mit seiner Tochter zu geschehen habe, wenn ihnen der Eintritt in die Fabrik noch verwehrt sei. Hier hilft das « schweizerische Landjahr ». Jugendliche brauchen nicht die Zeit zu Hause untätig zu verbummeln. Auf dem Lande in gutgeführten Bauersfamilien finden sie gesunde, nutzbringende Beschäftigung.

Das « Landjahr » verspricht ein Segenswerk für die Jugend und für unser Land zu werden.

Gegenwärtig wird die Organisation ausgebaut, so dass auf nächstes Frühjahr auch ein grösserer Andrang bewältigt werden kann.

Schweizerisches Landjahr, Zentralstelle Seftigen.

Berner Heidebühne. Die vielen freunde dieses jungen, durch hochstehende leistungen zu verdientem ansehen gelangten unternehmens wird es interessieren, etwas über die neuen absichten des leiters *Josef Berger* zu erfahren. Bot seine bearbeitung von *Johanna Spyris Heidi* die entwicklung eines einzelschicksals (in feinfühligem bildern, die zeigen, was im gegensatz dazu der berühmte heidifilm für eine traurige stümperei ist), bot die nicht weniger geschätzte dramatisierung von *Elisabeth Müllers Theresli* einblick in zwei familiengemeinschaften, so weitete das diesjährige stück den kreis bis zur volksgemeinschaft.

Berger hat in anlehnung an die erzählung « *Holiho diahu* » von *Isabelle Kaiser* die tragödie des nidwaldischen aufstandes von 1798 zur grundlage des berndeutschen dreiakters *Kniri-Seppli* gemacht. Gewissenhafte vorstudien haben ein festes gerüst verschafft, mit dessen hilfe sich eine ergreifende handlung vom sterben für die heimat aufbaut. Am ende tritt *Pestalozzi* auf, um einen teil des unglücks gutzumachen. Das stück zwingt zu unmittelbaren vergleichen mit der gegenwart: fragen des föderalistischen oder zentralistischen denkens, der landesverteidigung, der erziehung, der hingabe für ein ideal werden gestellt und beantwortet — aufbauend und befreiend beantwortet. Unserer jugend (und den grossen) kann ein so ernstes stück in so ernster zeit wesentliche impulse schenken. Darum liegt mir daran, hier darauf zu weisen.

H. Cornioley.

Als wertvolles Material zu Unterrichtszwecken offeriert die « Schweizer Illustrierte Zeitung » (Verlag Ringier & Co. A.-G., Zofingen) den Lehrerinnen und Lehrern, solange Vorrat, gratis eine Restauflage der *Reliefkarte der Schweiz*, in Vierfarbendruck, Format 56 × 37 cm. Rückseite: Eisenbahnkarte und Strassenbahnkarte. Dieses Kartenwerk erschien seinerzeit als Sonderbeilage zur ersten Lieferung des Sammelwerkes « Die Schweiz von heute » und gibt dem Lehrer durch die vorzüglich klare Reliefwirkung und durch den Wegfall allzu vieler störender Details ein unterrichtlich wertvolles Blatt an die Hand.

Ferner offeriert der Verlag Ringier, ebenfalls gratis, eine Restauflage des Sonderdruckes der vier preisgekrönten Lieder im Wettbewerb um eine neue *Nationalhymne*. Vier prachtvolle Heimatlieder, für vierstimmigen Chorsatz gesetzt, auch auf dem Klavier oder Harmonium spielbar, mit separater Solostimme. Bilder der Komponisten und vollständige Liedertexte. Vier Seiten Grossformat, auf festem Papier gedruckt. Der Verlag behält sich vor, für die gratis offerierten Blätter die Portospesen zu verrechnen.

Le Rapport sur la gestion de la Direction de l'Instruction publique devant le Grand Conseil.

Le Rapport sur la gestion de la Direction de l'Instruction publique fut discuté au cours de la séance du Grand Conseil du 15 septembre écoulé. Si les rapports sur la gestion des autres directions furent acceptés presque sans discussion, il n'en fut pas de même de celui de la Direction de l'Instruction publique, qui provoqua un vif débat d'une durée de deux heures. La question de la pléthore, comme il fallait s'y attendre, occupa le premier plan de la discussion. Le rapporteur de la Commission cantonale d'utilité publique M. Keller, Langnau, signala le recul du nombre des écoliers, qui se manifeste par la diminution du nombre des classes, et provoque par conséquent une aggravation de la pléthore. M. Keller croit cependant que la diminution du nombre des élèves admis aux écoles normales améliorera peu à peu la situation.

Le député socialiste Krähenbühl, Berthoud, proposa de pensionner les membres les plus âgés du corps enseignant. Mais pour que ceci soit possible, il faudrait que l'Etat accordât à la Caisse d'assurance des instituteurs des subsides extraordinaires. Notre secrétaire central, M. Graf, fit remarquer à ce sujet, que la question de la limite d'âge avait déjà été discutée sérieusement par l'ancien Grand Conseil. M. Grütter y avait déposé une motion, mais celle-ci avait été repoussée, non pas parce que le Gouvernement et le Grand Conseil étaient opposés à la limite d'âge de 65 ans, mais parce que les moyens financiers faisaient défaut. Puis M. Graf rappela la requête de la Caisse d'assurance des instituteurs, du 27 mai 1938. Cette requête fut repoussée par le Gouvernement. Celui-ci ne voulait pas fixer pour le capital de couverture de la Caisse d'assurance des instituteurs bernois un taux d'intérêt aussi élevé que pour la Caisse de prévoyance du personnel de l'Etat, sinon une somme de fr. 200 000, qui n'aurait pas pu être versée par l'Etat, eût été nécessaire; d'ailleurs, déclarait-on, les instituteurs sont davantage des fonctionnaires communaux que de l'Etat, ce qui justifie une certaine différence. Le décret relatif à la répartition de la subvention fédérale ne peut pas être modifié avant 1941. M. Graf déclara que la Caisse d'assurance des instituteurs et la Société des Instituteurs ne pouvaient pas se déclarer satisfaits de cette réponse. Nous devons voir à présent s'il n'y aurait pas lieu d'intervenir par la voie d'une motion.

Un collègue de la fraction de M. Krähenbühl, M. Terrier, Delémont, fit une charge à fond contre la Société des Instituteurs bernois, déclarant que celle-ci n'avait rien fait jusqu'à présent dans la lutte contre la pléthore, qu'elle rédigeait des rapports,

mais ne faisait rien contre les admissions trop nombreuses aux écoles normales.

Cette attaque d'un nouveau membre du Conseil, qui n'a pas encore eu l'occasion de prendre part à une discussion sur la pléthore, donna à notre secrétaire, M. Graf, l'occasion de préciser le rôle de la Société des Instituteurs bernois dans cette question épineuse. Il déclara que la Société des Instituteurs n'avait ni pouvoir législatif ni pouvoir exécutif; qu'il ne lui appartenait pas de fixer le nombre des élèves des écoles normales; que tout ce que pouvait faire la Société des Instituteurs en cette matière, consistait à rendre les autorités et le peuple attentifs, dans la salle du Grand Conseil et par la presse, aux difficultés actuelles; que la Société des Instituteurs était intervenue dans cette question depuis des années, et d'une manière énergique; qu'on lui avait même fait le reproche que son activité avait des tendances corporatives.

Mais la Société des Instituteurs est allée plus loin encore, déclara M. Graf. Elle a pris des mesures pratiques pour adoucir le sort des instituteurs et institutrices au chômage. Ainsi, elle a créé le fonds de secours en faveur des instituteurs et institutrices sans place, fonds pour lequel le corps enseignant a versé volontairement jusqu'à présent 70—80 000 francs. Avec cet argent, la Société cherche à procurer de l'occupation et un gain aux jeunes gens, ou à leur permettre de compléter leurs connaissances. C'est ainsi qu'elle a créé les vicariats auxiliaires, une institution qui s'est révélée comme très judicieuse. Puis on a créé des cours de langues, de travaux manuels, et organisé des camps de travail. Il convient de dire qu'il n'a pas toujours été exprimé de la reconnaissance à la Société pour son activité bienfaisante dans cette voie.

Le député radical Strahm, et le député socialiste Ryter s'élevèrent également contre les déclarations de M. Terrier.

M. Strahm, président de la Commission jurassienne des écoles normales, s'exprima au sujet de la limitation du nombre des élèves des écoles normales. Dans le Jura les admissions ont été réduites à six élèves à Porrentruy et à huit à Delémont. Ces chiffres sont des minima au-dessous desquels il ne saurait être question de descendre, si l'on veut maintenir l'enseignement collectif. La Commission des écoles normales, a dit M. Strahm, a déjà fait des expériences étranges au sujet de cette mesure. Des parents désireux d'envoyer un fils ou une fille à l'École normale, demandaient que l'on admît un grand nombre d'élèves; mais quand le fils ou la jeune fille étaient diplômés, les mêmes parents s'écriaient: « A présent fermons les portes! »

M. Ryter confirma l'exposé de M. Graf en déclarant que la Société des Instituteurs était l'organisation qui faisait réellement quelque chose pour les sans-travail de leur branche. M. Ryter prononça

encore quelques paroles bien pensées à l'adresse des jeunes membres du corps enseignant sans place, lui demandant de ne pas avoir en vue seulement les places des écoles publiques, car il y a pour eux encore de nombreuses occupations, notamment dans le domaine de l'enseignement privé. Souvent, dit-il, on a beaucoup de peine à trouver un instituteur ou une institutrice comme éducateur privé dans une famille.

M. Graf confirma et souligna les paroles de M. Ryter. Cependant, à la décharge des jeunes gens, il rendit attentif au fait que lors des nominations, les commissions d'école et les communes ne donnent pas la préférence à des candidats qui ont risqué quelque chose, et qui sont allés à l'étranger. On nomme au contraire ceux qui sont gentiment restés à la maison, attendant qu'une place devienne vacante dans leur commune ou dans un village voisin. Il faut que cette mentalité des autorités qui procèdent aux élections change. Si les jeunes gens avaient la certitude qu'ils ne seront pas ignorés quand ils auront fait de la pratique dans une école privée, ils deviendraient aussi plus entreprenants. Ces déclarations reçurent l'approbation de l'assemblée; espérons qu'il aura suffi de relever ce fait, pour qu'il ait des conséquences heureuses. L'autarcie en matière de nomination d'instituteurs aurait certainement, avec le temps, des effets néfastes sur les fonctions d'instituteur.

Puis on parla d'enseignement ménager, de cours sur la circulation, de gymnastique pour filles. M. Schneeberger, Büetigen, demanda même que le directeur de l'Instruction publique rendît les instituteurs attentifs au fait que les écoliers ne saluent pas dans la rue. Les instituteurs devraient engager les enfants à saluer les personnes adultes dans la rue. Il y a des choses justes dans ces paroles, reconnaissons-le; mais nous ne pouvons tout de même pas approuver M. Schneeberger lorsqu'il s'attaque aux instituteurs, en déclarant que ceux-ci ne peuvent pas exiger des élèves qu'ils saluent, quand les maîtres s'en vont eux-mêmes sans chapeau dans le monde. M. Graf repoussa catégoriquement cette déclaration.

Monsieur le directeur de l'Instruction publique, dans sa réponse aux diverses questions soulevées dans le débat, insista tout particulièrement sur la pléthore des instituteurs. Il reconnut que ce problème est difficile à résoudre. Cependant la pléthore, déclara-t-il, comparée à ce qu'elle était au cours des années écoulées, n'a pas beaucoup empiré; elle n'est d'ailleurs pas plus prononcée que dans d'autres professions, ou dans d'autres cantons, comme Bâle et Zurich. L'introduction de la limite d'âge se heurte à des difficultés d'ordre financier; d'ailleurs les membres du corps enseignant qui entreraient ici en considération, ne sont pas tous d'accord quant à la fixation à 65 ans comme limite d'âge. Déjà l'introduction de la limite d'âge de

70 ans s'était heurtée à des difficultés. La requête de la Caisse d'assurance des instituteurs et de la Société des Instituteurs, du 27 mai dernier, ne peut pas être prise en considération. La répartition de la subvention fédérale à l'école primaire est réglée par un décret, et celui-ci reste en vigueur jusqu'en 1941. Avant ce moment-là il n'y a rien à faire. On pourrait se demander ici si le Grand Conseil, qui a la compétence de promulguer un décret, n'a pas aussi celle d'en modifier la durée de validité. Nous aurons à examiner cette question au cours des prochaines semaines.

Avant de terminer ce compte-rendu, signalons encore que le rapporteur de la Commission d'économie publique, M. Keller, en vint à parler d'une question qui intéresse tout particulièrement le corps enseignant des écoles moyennes. Il fit remarquer que les écoliers et écolières de la campagne ont beaucoup de peine aujourd'hui à passer dans les écoles moyennes supérieures des villes. La chose a été reconnue par le corps enseignant, et la Société bernoise des Maîtres aux écoles moyennes s'occupe actuellement de ce problème. M. Keller remercia cette société de l'intérêt qu'elle porte à cette question, en faveur des enfants doués de la campagne. Nous voyons par là que le passage de l'école secondaire aux écoles moyennes supérieures n'intéresse pas que le cercle étroit des hommes de la branche, mais aussi des cercles plus vastes du public. Aussi est-ce un motif pour vouer à ce problème toute l'attention qu'il mérite.

Enfin, pour terminer, relevons encore que M. le Conseiller d'Etat Rudolf trouva des paroles chaleureuses de reconnaissance à l'adresse de la Société des Instituteurs bernois, pour l'activité bienfaisante qu'elle déploie, afin d'adoucir le sort des membres du corps enseignant sans place.

J'ai inventé la poudre ! ...

(Une découverte pédagogique.)

Par R. Gross, régent.

« Bonsoir, bonne nuit ! » Je serre des mains; les gros souliers à clous crissent sur le granit du perron. Je ferme la porte du collège et, par les grands corridors sombres, je regagne mon appartement. Me voici seul et je sens mieux ce poids d'angoisse et d'incertitude qui me fait courber la tête et alourdit mon pas dans l'escalier. Au fond, qu'est-ce qui me tourmente ? Je ne ressentais rien de pareil, avant cette séance de commission scolaire ! Ces messieurs n'ont pourtant pas été moins aimables que d'habitude. L'atmosphère a été aussi amicale entre nous. Réunis autour du poêle tiède de ma classe, nous avons parlé lentement, longuement, avec des silences, de choses banales que nous trouvons pleines d'intérêt : le temps, les récoltes, le bétail, le doryphore, que sais-je encore ? On a même évoqué des souvenirs du « service ». De gros rires ont détendu les visages. La fumée des cigares et des pipes montait autour de la lampe à la clarté blafarde. On se trouvait bien, là.

ensemble; on se comprenait à demi-mot. Alors? Pourquoi cette angoisse, ce sentiment pénible d'avoir été pris en faute à cette séance? Ah! Je sais: c'est ce reproche qui revient si souvent et qu'on m'a fait ce soir encore: «Soyez plus sévère avec nos élèves. Il faut vous faire craindre. Ils ne comprennent pas votre bonté et ils s'en moquent!» L'observation a touché en moi un point sensible; elle a réveillé une vieille douleur à laquelle je m'étais habitué et que je ne sentais plus guère. Du coup, voilà tous mes doutes revenus! Me voilà de nouveau divisé intérieurement. Des scènes de la vie scolaire passent dans ma tête: j'entends ce brouhaha, qu'il m'est si difficile de faire cesser, je revis ces allées et venues, cette agitation des élèves, surtout je me remémore cette révolte récente de H. qui m'a crié: «C'est triché! Je veux le dire à mon papa.» Les longues explications que je lui ai données à 11½ heures ne l'ont sans doute pas convaincu. Et ces rires, ces regards, ces réponses impertinentes ne prouvent-ils pas que la commission scolaire a raison? Ah! c'est vrai que mes élèves ne me craignent pas; mais ce n'est pas pour me déplaire. Au contraire; je voudrais qu'ils m'aient, qu'ils me comprennent. N'en sont-ils pas capables, vraiment? Faut-il donc être un tyran pour que «ça marche» et que la discipline et l'ordre règnent parfaitement? La douceur et l'amour seront-ils toujours payés d'ingratitude et causeront-ils toujours le désordre et l'indiscipline? Cruel dilemme que je ne puis résoudre. Peut-être que je suis un «mauvais régent». C'est vrai que je n'ai pas fait d'apprentissage et que mon diplôme n'est qu'un «brevet de connaissances générales»¹⁾. J'ai dû inventer moi-même ma méthode et je ne suis jamais certain de ne m'être pas trompé. Il me semble que les résultats ne sont pas trop mauvais et que mes élèves travaillent; mais la «manière forte» serait peut-être d'un «rendement» meilleur encore et donnerait aux enfants des habitudes d'ordre et de discipline...

J'étais rentré chez moi, machinalement. Je m'étais mis au lit et les yeux grands ouverts dans l'ombre, je me tournais et me retournais cent fois sur ma couche, incapable de chasser l'obsession de ce problème angoissant.

Enfin, à quelque temps de là, j'ai inventé la poudre... cette poudre que vous avez inventée sans doute longtemps avant moi, collègues qui me lisez! Je vous le souhaite très sincèrement et ce n'est pas à vous que s'adressent ces lignes, mais aux naïfs qui, comme moi, ont connu et connaissent encore l'angoisse de douter d'eux-mêmes, de leur méthode, de leurs conceptions personnelles. Si je puis en tranquilliser un seul, je serai bien content. Que les autres m'excusent de les avoir retenus en vain.

C'est en lisant le «Journal d'un intellectuel en chômage» de Denis de Rougemont, que la vérité éclata à mes yeux comme jadis la poudre entre les mains du moine Schwartz. Voici le passage qui éclaira ma raison et me donna enfin une bienheureuse certitude:

Qu'est-ce que la politique, sinon le général en tant qu'il s'oppose au réel, lequel est fait de nos monades superstitieuses? Accorder libre cours à nos superstitions, qui, du point de vue psychologique sont notre vraie réalité, ce serait jeter la société dans l'anarchie la plus sanglante. La politique ne doit jamais partir de la réalité irrationnelle de l'homme: d'ailleurs elle

ne le pourrait pas. *Ma loi vaut tout juste pour moi.* (Et s'il fallait tenir compte de toutes les bizarreries auxquelles les hommes s'attachent comme à leur bien le plus précieux!) Au contraire, la politique doit aller à l'encontre de la réalité individuelle et c'est pour elle la seule manière d'être en vérité «réaliste»... Elle doit tenir compte de la personne, et finalement favoriser son développement, mais d'une manière négative, dialectique ou mieux encore pédagogique. Il est de l'essence de toute saine politique de s'opposer à la personne, de limiter son expansion, de combattre en définitive le réel que nous incarnons. Toute politique est normative, mais seulement de l'extérieur. Une politique saine ne saurait donc partir de la personne, mais au contraire de l'impersonnel pour se diriger contre la personne. C'est à ce prix qu'elle assurera quelque équilibre et c'est tout ce que je lui demande.

Mais ici prenons garde à deux faits, aussi importants l'un que l'autre et qui donnent leur vrai sens aux remarques que je viens de formuler. Premier fait: l'équilibre social doit être quelque chose de *mouvant*. Tout équilibre stable et sclérosé produirait immédiatement des désordres sans nombre. Une telle stabilité prouverait en effet que les deux puissances contraires qu'il s'agissait de maîtriser — le singulier et le général — ont perdu l'une et l'autre leur dynamisme propre. Si l'Etat ne freinait plus, si la personne ne cherchait plus à triompher de tout ce qui n'est pas elle, le simulacre d'équilibre que l'on constaterait alors ne serait en fait que la limite du pire désordre et c'est la mort. Cas purement idéal bien entendu, puisque l'histoire ne connaît pas d'arrêt.

En réalité, sous le couvert d'un équilibre apparemment stabilisé, le désordre est toujours à sens unique: c'est la personne qui cesse de se défendre, c'est l'anarchie qui renonce à ses droits. Et si le cadre de l'Etat paraît demeurer identique, la démoralisation grandissante révèle pourtant l'empiètement excessif du général dans la vie réelle.

Telle est notre situation — celle du monde bourgeois capitaliste, mais aussi celle des dictateurs, d'une manière encore plus frappante. Certes, nos institutions n'ont guère changé depuis un siècle, et c'est pourquoi l'on s'imagine que l'équilibre s'est stabilisé. Au vrai, chacun peut voir que l'homme d'aujourd'hui se déshumanise rapidement parce qu'il cesse de se croire des droits «irrationnels» et immédiats contre l'Etat. Le sens de la révolte se perd. Il se sublime, ô ironie, en rouspétance, en criaileries électorales, journalistiques. Il s'étale en mauvaise humeur. C'est cela que je nomme démoralisation à l'abri d'un faux équilibre — d'un équilibre sans tension.

Ici interviendra le second fait: l'équilibre social, pour rester sain, mouvant, tendu, doit être *orienté* constamment par un léger excès de la composante «personnelle». Il doit en permanence se déplacer au profit des personnes (au profit des irréductibles, dans le sens du jeu le plus libre des superstitions que j'ai dites, et dont l'éducation se fait très lentement sous l'influence des résistances assimilées, créatrices de disciplines). Ainsi le but final, le telos de toute politique, c'est la suppression de l'Etat, la libération des personnes au moment où leurs disciplines se seront enfin harmonisées. (Dans un temps que j'accorde d'ailleurs aussi lointain qu'on le voudra)¹⁾.

Cette citation était sans doute un peu trop longue. Je n'ai pu me décider à la raccourcir, tant je lui trouve d'actualité vivante et de riche vérité.

Dans ce résumé de société qu'est ma classe «l'Etat c'est moi». Je suis donc, chargé, comme tel, «d'aller à l'encontre de la personne, de limiter son expansion», en un mot, de combattre l'anarchie des volontés individuelles. Seulement, les enfants, eux, ont raison de «se défendre», de revendiquer leurs «droits irrationnels et immédiats» contre moi. Ce faisant, ils obéissent à leur loi qui est de cultiver leur caractère (personnel et irréductible à une norme). Entre ces deux forces antagonistes: eux ↔ moi «l'équilibre doit être quelque chose de mouvant».

Voilà enfin expliqués cet irrespect de l'ordre (et souvent des ordres), ces demi-révoltes toujours renaissantes,

¹⁾ Voir A. Niklaus. — *Revue Esprit*, n° 61, p. 119, note 2.

¹⁾ *Journal d'un intellectuel en chômage*, p. 192 et suiv.

cette tendance à l'indiscipline. Au lieu de m'en effrayer et de m'en tourmenter, je dois au contraire m'en réjouir. Ils sont la preuve que la vie est présente en ma classe, que je n'ai pas établi, par abus d'autorité, « un équilibre stable et sclérosé, limite du pire désordre et c'est la mort... » de la personnalité de mes élèves.

Il est inutile, n'est-ce pas, collègues, de commenter plus longuement les idées de M. de Rougemont. Vous le ferez pour vous-même, si cela vous intéresse. Puissiez-vous y trouver la confirmation logique, raisonnée, de votre attitude (peut-être instinctive) de maître- (ou maîtresse-) camarade. Que les reproches adressés à votre indulgence ne vous troublent plus! Que, sûrs de votre méthode, vous osiez répondre à tous les partisans de l'autorité absolue et du « totalitarisme politique ou scolaire » avec clarté et précision. Que, conscients de votre responsabilité morale, vous refusiez nettement de tuer des personnalités, mais que vous les éleviez et les rendiez aussi fortes, aussi libres, aussi « uniques » que possible!

Mais, attention: indulgence n'est pas faiblesse! Notre rôle est de combattre l'anarchie, c'est-à-dire tout ce que la personnalité a d'excessif, d'incompatible avec la vie sociale, avec la vie chrétienne¹⁾. Pour mon compte, j'essaie de ne pas faillir à mon devoir qui est de *lutter* contre les élèves (et eux contre moi) pour réaliser un équilibre « par tensions égales ». Je tâche de convaincre, je donne mes raisons; mais si elles sont inopérantes, je punis. Je crois qu'on ne peut éviter de punir dans les classes nombreuses. Qu'on le fasse donc, mais en s'imposant au moins trois règles absolues sans lesquelles le châtement deviendrait blâmable: 1^o Que les répressions soient aussi rares que possibles; 2^o qu'elles ne soient jamais décidées dans une crise de colère; 3^o qu'elles soient un acte d'éducation (et par conséquent d'amour) et non de vengeance (donc de haine).

Les punitions ne sont d'ailleurs que la partie négative de l'éducation. Elles sont destinées à détruire de mauvaises habitudes, à réprimer de mauvais penchants. Mais j'attache bien plus de prix à la partie positive et constructive de l'éducation: acquisition de bonnes habitudes physiques, intellectuelles et morales et des connaissances élémentaires. (Peu, mais bien.) Cela, vous le savez mieux que moi, collègues et c'est pourquoi je n'allongerai pas ces notes.

Service de littérature enfantine du Bureau international d'éducation.

En 1928, le Bureau international d'éducation a entrepris une enquête internationale sur la littérature enfantine. C'est là le point de départ de cette intéressante activité du Bureau qui se développe de plus en plus, grâce aux nombreux documents recueillis et à la collaboration de spécialistes de différents pays.

Le Bureau international d'éducation possède plusieurs collections de valeur concernant la littérature enfantine, notamment une de livres d'enfants de 40 pays en 35 langues différentes, ouvrages variés qui constituent la plus pittoresque exposition permanente que l'on puisse imaginer. Des éditeurs de tous pays

¹⁾ A la façon de Tolstoï: Voir *Ma religion*.

viennent étudier la présentation de ces ouvrages, des illustrateurs feuilletent les albums d'images, esquissent des croquis, bibliothécaires et traducteurs notent des titres. La traduction a particulièrement bénéficié de cette exposition; en recommandant aux éditeurs — par le moyen de listes spéciales de 12 titres environ —, les ouvrages signalés par ses collaborateurs nationaux, le Bureau a contribué à la diffusion de nombreux livres de valeur.

Une deuxième collection est une collection très riche de journaux et de revues d'enfants de plus de 20 pays qui, comme celle des livres, suscite un vif intérêt. Des parents viennent s'y documenter et surtout des éditeurs et des rédacteurs de revues d'enfants. A ces deux collections vient s'ajouter encore un riche matériel d'études de tous pays consacré à la littérature pour la jeunesse. On y trouve, outre les classiques (*standard books*) sur le sujet, des brochures, des articles parus dans des revues et, naturellement, tous les catalogues importants de livres d'enfants. Le fait que le Bureau possède ces trois collections uniques en leur genre explique que fréquemment des spécialistes de littérature enfantine viennent y faire des recherches de longue haleine. Il y a eu ainsi des personnes préparant des travaux de diplôme pour des écoles de bibliothécaires, des thèses de doctorat, etc.

Le riche matériel rassemblé au Bureau lui permet de répondre aux demandes d'information qui lui parviennent quotidiennement et qui portent sur les sujets les plus variés: ouvrages recommandés pour les bibliothèques scolaires et enfantines; ouvrages recommandés pour la traduction; livres qui développent l'esprit de compréhension internationale; études sur l'évolution de la littérature enfantine dans les divers pays; le théâtre pour la jeunesse; les journaux d'enfants.

Un certain nombre d'enquêtes ont été effectuées par le Service de littérature enfantine et ont donné lieu à des publications dont voici les titres: *Littérature enfantine et collaboration internationale* (contient des listes de livres annotées de 37 pays et un rapport général sur une enquête dans ces pays). *Quelques méthodes pour le choix des livres des bibliothèques scolaires* (publie des données caractéristiques et suggestives sur les méthodes employées dans quelques pays et une bibliographie d'ouvrages et d'articles en plusieurs langues). *La coordination dans le domaine de la littérature enfantine* (rapport sur les opinions exprimées à ce sujet par des spécialistes membres de la Commission d'experts de la littérature enfantine du Bureau international d'éducation). *Les périodiques pour la jeunesse* (rapport sur les opinions exprimées sur des questions relatives aux périodiques pour la jeunesse par des spécialistes de 23 pays, listes de périodiques recommandés).

Une enquête psychologique sur les réactions des enfants à certaines lectures est en cours et donnera lieu prochainement à la publication d'un rapport. Enquête et publication auront pu être achevées grâce à une donation du Comité Nobel. Une nouvelle enquête vient d'être lancée par le Bureau et porte sur les livres

d'enfants en Amérique latine, sujet peu exploré jusqu'ici et dont l'étude est rendue possible par une donation de la Fondation Rockefeller. Les résultats de cette enquête promettent d'être des plus intéressants, ils permettront de faire connaître en Europe des ouvrages ignorés jusqu'ici et méritant d'être traduits.

Etre utile à ceux qui, dans tous pays, s'intéressent aux livres d'enfants, tel est le désir du Service de littérature enfantine du Bureau international d'éducation à Genève.

Dans les sections.

Chronique biennoise. *La cinquième année d'études.* Notre section s'est réunie mercredi, 14 septembre, à l'aula du collège de la rue Dufour pour discuter cette importante question. L'unanimité s'est faite presque dès le début. C'est par 34 oui et 6 abstentions, en effet, que l'assemblée a accepté l'idée de porter à cinq ans la durée des études des futurs instituteurs, malgré les sacrifices de tous ordres que cette mesure entraînera. Mais elle insiste pour que les frais occasionnés aux parents peu aisés par cette prolongation ne soient pas augmentés.

Par contre, l'assemblée a rejeté, à l'unanimité des 40 membres présents, l'idée d'imposer aux élèves, pendant une partie de cette cinquième année, une activité extrascolaire. Il nous semble qu'il y a mieux à faire. Placés ici dans une ville essentiellement bilingue, nous éprouvons tous, chaque jour, l'utilité, voire la nécessité pour des personnes cultivées — comme doivent l'être des instituteurs — de posséder suffisamment les deux langues du canton. Notre assemblée présente donc, à l'unanimité également, la thèse suivante:

« Durant la cinquième année, les écoles normales organisent un échange d'élèves durant une période de six mois. Les élèves du Jura suivront les cours à Hofwil et les élèves de l'Ancien canton suivront les cours à l'Ecole normale de Porrentruy. De cette façon, les instituteurs de notre canton bilingue auront eu l'occasion, durant leurs études, d'apprendre à connaître et la langue et les mœurs de l'autre partie du canton. »

Cet échange d'élèves est déjà pratiqué, avec un remarquable succès, mais pendant un temps trop court, par les Ecoles normales de Delémont et de Thoune. Le reste de l'année pourrait être utilement employé à des stages auprès d'instituteurs qualifiés.

Notre assemblée s'est encore prononcée à l'unanimité contre l'année de voyage. Elle a enfin émis les vœux suivants:

1. Le Comité cantonal est invité à faire tout son possible pour que le nombre des admissions dans les écoles normales de l'Ancien canton soit réduit.

2. Le Comité cantonal est invité à appuyer la question du sursalaire familial.

3. Le programme d'enseignement aux écoles normales sera révisé dans le sens d'une plus grande part réservée à la culture générale.

G. B.

A l'Etranger.

France. Selon une information du « Petit Parisien », la Commission de l'instruction publique de la Chambre française a décidé de faire appliquer dans toutes les salles d'écoles de la République la « Déclaration des droits de l'homme et du citoyen », telle qu'elle fut votée par la Constituante en août 1789.

Mitteilungen des Sekretariats — Communications du Secrétariat.

Réponse du Conseil-exécutif

à la Commission administrative de la Caisse d'assurance des instituteurs, relative à la requête du 27 mai 1938.

(Voir « L'Ecole Bernoise » du 11 juin 1938, page 181.)

Berne, le 6 septembre 1938.

*Le Conseil-exécutif du canton de Berne
à la Commission administrative de la Caisse d'Assurance des instituteurs bernois.*

Très honorés Messieurs,

Par sa lettre du 27 mai 1938, la Commission administrative de la Caisse d'assurance des instituteurs bernois a demandé au Conseil-exécutif de bien vouloir, vu la pléthore d'instituteurs qui sévit avec tant d'acuité, aviser aux moyens propres à mettre ladite caisse à même d'accorder aux instituteurs déjà avancés en âge, la retraite, par anticipation, en leur assurant que le maximum de la pension leur serait servi. La Commission administrative estime que ce but pourrait être atteint:

1^o par l'octroi d'une somme annuelle d'au moins fr. 100 000 à prélever sur la subvention fédérale à l'école primaire et à verser à la Caisse d'assurance des instituteurs;

2^o par la garantie que les fonds déposés par ladite caisse à la Caisse hypothécaire seraient assurés d'un intérêt de 4 %.

A propos du premier point, il faut remarquer que la validité du décret de répartition court encore jusqu'à l'expiration de l'année 1940, de sorte qu'une nouvelle répartition ne pourrait entrer en vigueur que pour l'année 1941. Il est donc superflu d'examiner, aujourd'hui déjà, les possibilités d'emploi des secours désirés. C'est pourquoi, il faut écarter, pour le moment aussi, l'idée d'accorder des pensions de retraite, par anticipation. Du même coup, la demande d'accorder un intérêt plus élevé pour les fonds déposés à la Caisse hypothécaire, n'est plus justifiée.

En ce qui concerne ce dernier point, nous sommes obligés de rappeler aux organes de la Caisse d'assurance des instituteurs ce que le Conseil-exécutif leur avait déjà répondu, le 6 novembre 1936, relativement à une requête analogue, à savoir qu'il n'est pas possible que la Caisse hypothécaire paye un intérêt plus élevé à un de ses déposants plutôt qu'aux autres. D'ailleurs, la Caisse d'assurance des instituteurs jouit actuellement déjà d'un privilège de la Caisse hypothécaire, puisque, par décret du 30 décembre 1903, celle-ci lui garantit un intérêt de 3½ %, tandis que les autres déposants doivent se contenter de 3¼ %.

L'acceptation de ½% représente pour l'Etat une augmentation de charges annuelles de 200 000 francs, en chiffre rond. Cette somme, prélevée de l'administration courante, serait actuellement un trop lourd fardeau pour l'Etat.

Si les organes de la Caisse ne cessent de prétendre que la Caisse d'assurance des instituteurs ne jouit pas, de la part de l'Etat, de la même bienveillance que la Caisse de secours du personnel de l'Etat, l'on peut rétorquer que précisément pour cette dernière il s'agit du propre personnel au service de l'Etat, tandis que les membres de la

Caisse d'assurance des instituteurs sont en majeure partie des fonctionnaires communaux.

Pour les raisons invoquées ci-dessus, le Conseil-exécutif n'est, malheureusement, à son grand regret, pas à même de prendre en considération la requête que lui a adressée la Commission administrative de la Caisse d'assurance des instituteurs.

Avec haute considération

Au nom du Conseil-exécutif,
Le président: **Guggisberg.**
Le chancelier d'Etat: **Schneider.**

Ausstopfen

von Tieren u. Vögeln für Schulzwecke

Referenzen von Museen und Schulen 96

Zoolog. Präparatorium M. Layritz

Biel 7 Dählenweg 15



Ihre Leiden d. Atmungsorgane werden in Weissenburg geheilt. Das

Hotel Weissenburg-Dorf

bietet Ihnen beste Unterkunft und Verpflegung. Pensionspreis Fr. 6.50. Das Thermalwasser des Kurhauses im Hause erhältlich. Für Schulen schöne Räume und billige Essen. 3 Minuten vom Bahnhof. Mit höflicher Empfehlung **A. Glauser.**

KREDIT-VERKAUF

mit monatlicher Teilzahlung

Herrn-Anzüge und Mäntel, Knabenkleider, Damenmäntel, Complets, Blusen, Woll- und Seidenkleider, Schuhe, Stoffe, Bettwaren, Läufer, Linoleum, Möbel, Kinderwagen, Wolldecken.

Rud. Kull, Bern, Aarberggasse 21

Muster und Auswahlendungen werden nach allen Orten der Schweiz bereitwilligst versandt 87

Bücher

Antiquarisch, wie neu, kaufen Sie am vorteilhaftesten bei

M. Peetz, Bern

Kramgasse 8
Buchhandlung
und Antiquariat
54



wasserhell
durch alle Papeterien erhältlich.
BRINER+CO. ST. GALLEN



Vergessen Sie unter keinen Umständen, bei einer Reise nach Bern dem einzig dastehenden Tierpark Dählhölzli einen Besuch zu machen. Sie erleben Förderung des Unterrichts und machen Ihren Schülern ein prachtvolles Geschenk, wenn Sie nicht nur die freien Anlagen, sondern vor allem aus **das Vivarium** besuchen, das in der Schweiz seinesgleichen nicht hat. 101

Auch Sie

werden zufrieden sein.
Kaufen Sie ihre Möbel im Vertrauenshaus

**Möbelwerkstätten
Wytttenbach - Münsingen**

Darlehen

auch ohne Bürgschaft.

Anfragen mit 20 Rp. Rückporto:

A. & R. Meier Oberwil 5
Therwilerstrasse 3 290

Darlehen-Kredite

mit und ohne Sicherstellung, je nach Lage, an solvente Personen (Beamte usw.) durch aargauisches Darlehens-Institut. — Rückzahlbar in Monatsraten oder auf bestimmten Termin. Begründete Gesuche an **Postfach 6, Reinach (Aarg.)** 299

Schöne Herbstferien Hotel Blümlisalp Goldiwil bei Thun

Wunderbare Aussicht auf See und Berner Hochalpen. Zahlreiche Spazierwege. Vorzügliche Küche. Prospekte. Telephon 3622. Nachsaisonpreise. 272 **K. Stegmann.**



Parqueterie Goldbach (Bern)

Bahn und Post:
Lützelfüh-Goldbach

Goldene Medaille
Bern 1914
Burgdorf 1924

liefert als Spezialität:

Parquets in allen Holzarten und Dessins

Muster und Preise gerne zu Diensten, direkt oder durch

G. Schäfer, Bodenleger, Zollbrück
St. Richiger, Parqueteur, Burgdorf

74

ESSZIMMER

Wohnzimmer
Schlafzimmer
Spez. Einzelanfertigungen
Nur eigene Fabrikate
in jeder Preislage
Grosse Ausstellung 282

MÖBELFABRIK WORB
E. Schwaller Telephon 56